



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

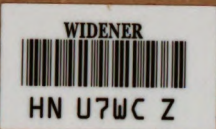
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

C
691
80



Capitulum der Dritte

und seine Schrift:

De contemptu mundi.

Ein Beitrag zur Geschichte des Geistes im Mittelalter
in nächster Beziehung
zur Cultur der Renaissance und der Reformation.

Von

F. F. Reinlein,
Pfarrer.

I. Abtheilung.
Geschichte und Kritik.



Erlangen, 1871.

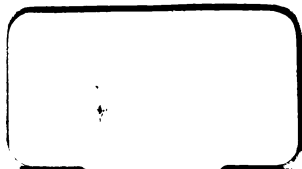
Verlag von Andreas Deichert.

C691.80

Harvard College
Library



FROM THE BEQUEST OF
JOHN HARVEY TREAT
OF LAWRENCE, MASS.
CLASS OF 1862



^o Papst Innocenz der Dritte

und seine Schrift:

De contemptu mundi.

Ein Beitrag zur Geschichte des Geistes im Mittelalter
in nächster Beziehung
zur Cultur der Renaissance und der Reformation.

Von

F. F. Reinlein,

Pfarrer.

I. Abtheilung.

Geschichte und Kritik.

Erlangen, 1871.

Verlag von Andreas Deichert.

C 691. 80

HARVARD COLLEGE LIBRARY
TREAT FUND
Nov. 25, 1924
(I)

0

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

51738.

Vorwort.

Unter den Stürmen des deutsch-französischen Kriegs, in der Zeit der grossen — es heisse nicht — Noth, sondern Bewährung, gehen diese friedlichen, anspruchslosen Blätter aus, die uns mit der Denkart eines Mannes bekannt machen, der schon darum unsere Theilnahme verdient, weil er unbefriedigt und unbefriedigend aus der Welt ging. Denn darin liegt die Bürgschaft, dass das letzte Ziel seines Wollens und Strebens, das Centrum seiner weltbewegenden Gedanken ein über dem Gemeinen in Sonnenferne erhabenes gewesen. Und anderseits ist auch der Umstand für die majestätische Persönlichkeit im höchsten Grade interessegewinnend, dass selbst ihre Unvollkommenheiten und Fehlgriffe jener ewigen Wahrheit und Wesenheit Bahn brechen, zu deren Rettung ein heiliger Krieg im geistigen Sinn entbrannt ist. Die Thräne zittert im Auge und das Herz ist uns so voll, so

warm, wenn jetzt Tag für Tag die Lorbeeren sich erneuen, die vom Himmel hoch der Herr der Schlachten unsern wackern Helden für deutsches Recht und deutsche Ehre, den Rittern ohne Furcht und Tadel hat bescheeren wollen. Möge ein gleiches Glück der Geistesmacht beschieden sein, die gegen jene Heere des finstern Aberglaubens auszieht, welche immer nur den Tod des wahren Lebens und den Untergang der Freiheit wollen. Möge sie, diese erhabene gottentsendete Macht, über alle Lügenbrut allgewaltig und unbarmherzig hinwegschreiten und für die bessern, goldnen Tage unserer Sehnsucht fortstürmen — von Sieg zu Sieg.

Reinlein.

Dass man bei Beurtheilung geschichtlicher Grössen die vom öffentlichen Leben abgewendete Seite ihres Wesens und Wirkens, und insbesondere ihr stillfriedliches, literarisches Schaffen ausser Acht liess, ist schon im Allgemeinen von unberechenbaren Schaden und der Grund gewesen, der die Historiographie der frühern Zeit um jeden eigentlichen Gewinn, um den gehofften und erstrebten Dank der Nachwelt brachte. Indem man sich an äussere That-sachen hielt, glaubte man die grössten Erfolge zu haben. Allein die Thatsachen unterliegen verschiedener Auffassung. Wenn man nun in jedem Falle die eigene Meinung am liebsten dem Selbstzeugniss der historischen Person substituiren wollte, so konnte nicht eine dem wahren Sachverhalte entsprechende, sondern musste eine mehr oder weniger subjectiv gefärbte Darstellung erfliessen.

So ist Innocenz vielfach in einem ganz falschen Lichte erschienen.

Von den Mitlebenden war am wenigsten die für eine richtige Würdigung nöthige Vorsicht zu erwarten. In Zeiten, wo die Flammen des Parteieifers so hoch auflodern, konnte das Loos des grossen Mannes nur die Verkennung sein und die Misshandlung des Hasses und der Liebe. „Von der Parteien Hass und Gunst verwirrt schwebt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Das Volk hat am ehesten noch etwas von seinem wahren Wesen geahnt, denn die Sage, die in diesen Kreisen ging, dass nämlich der grosse Statthalter Gottes seine Seele mit knapper Noth vor den Ansprüchen der Hölle gerettet habe, bildet den demuths-

vollen Sinn ab, nach welcher er sich ohne die göttliche Gnade verloren hielt.

Es dauerte Jahrhunderte, bis man auf die eigenen Schriften des Papstes zurückging, um darin, wie in einem geöffneten Herzen zu lesen, um daraus sein richtiges Bild sich zusammensetzen, um darauf und nicht auf eigene Fiction in Allem, was diesen Repräsentanten des Mittelalters betrifft, das Urtheil zu bauen. Die Zeitlänge hat einen äussern einfachen Grund. J. Schriften waren bis vor Kurzem noch äusserst selten. Wenige nur kannten dieselben. Einzig das Buch *de contemptu mundi* ist ungefähr im 15. Jahrh. in vielen Exemplaren dagewesen, aber auch nur um bald wieder zu verschwinden, ohne wissenschaftlich verwerthet zu sein. Und doch war eben dieses aller Beachtung werth. Denn von der Schrift d. c. m. bezeugt Hurter, dass sich in ihr gerade und sonst nirgends so klar Lothars Weltansichten zusammengefasst finden. Und der Autor, der uns die Geschichte der Kirche mit dem Griffel des Seraph schrieb, holte seine freie, seine imposante Anschauung aus diesem Buche. Der das Elend der Welt mit düstern Farben geschildert, habe diese Erde seiner Sorge nur werth gehalten, um Gottes Gesetz auf ihr geltend zu machen. (Hase, K. G. 9. Aufl. S. 229).

Wir glauben daher nicht ganz Ueberflüssiges zu thun, wenn wir die Schrift von der Verachtung der Welt, mit der sich ausser Hurter, der in seinem biogr. Werke I, 54–59 einen Auszug gibt, noch Niemand einlässlich beschäftigt hat, in formeller und materieller Hinsicht einer näheren Betrachtung unterstellen. Vielleicht findet sich zu mancher Verwendung noch manches Goldkorn. Möchte namentlich die Theologie den dogmatischen Ansichten J., wie sie hier zu Tage treten, einige Beachtung zuwenden.

Wir beginnen mit dem rein Aeusserlichen.

Eine eigentlich kritische Ausgabe des Buches d. c. m. ist, wenn man von der Leistung des P. Migne absieht,

nicht vorhanden, sondern erst zu erwarten, wenn einmal die in Frankreich und Italien vorfindlichen Handschriften noch mehr durchforscht sind.

Dem neusten Herausgeber des Urtextes stand nur ein einziger Cölner Pergamentcodex aus d. J. 1425 in 8. zu Gebote.

Die älteste Separatausgabe stammt aus dem J. 1448 und ist mit ein Erstlingserzeugniß der Buchdruckerkunst, der Reihe nach das 4. Eine nähere Beschreibung dieses Urdrucks, der für eine Handschrift ausgegeben ward, liefert Schöfflin in seiner Dissertation sur l'origine de l'imprimerie in den Mem. de l'academie des Inscr. et Belles Lettres, T. XVII p. 726. Vergl. Hamberger, zuverlässige Nachrichten v. d. vorn. Schriftst. Lemgo 1756 — 64. Th. IV, 346 ff. (Th. I, 103). Das Exempl. befindet sich auf der Univers.-Bibl. zu Göttingen.

Eine nächste, in meinem Besitze befindliche Ausgabe ist aus d. J. 1496. Dieses Werkchen, in 12^o. ist zweiseitig gedruckt und zählt 34 unpaginirte Blätter. Es hat kein Inhaltsverzeichnis über die einzelnen Capitel, aber Capitelüberschriften. Zum Schlusse steht die Anmerkung: „Liber de contemptu mundi sive de miseria humanae conditionis editus sive copulatus ab Innocentio papa tertio. Hermanni bomgart de ketwich viri solertis arte et impensis colonie nuper impressus anno salutis MCCCCXCVI die XX mens. Sept. feliciter finem hm.“ Das erste Buch zählt hier 29 c. Das c. 3 u. 4 der neuen Achterfeld'schen Ausgabe ist zusammengezogen unter der gemeinsch. Ueberschrift devitio conceptionis, ebenso 10 u. 11 des erwähnten Neudrucks unter der Ueberschrift de incommodis senectutis et brevitate vitae. Es folgen:

Eine Cölner Ausgabe vom J. 1503 in 12^o. Eine desgl. v. J. 1506, auch in 12^o. Das gleichfalls in m. Besitz befindliche Ex. dieser letzten Ausgabe ist zusammengedruckt (nicht bloß zusammengebunden) mit einem andern Opus-

culum, welches, eine Art Katechismus, den Titel führt: *Fundamentum eterne felicitatis seu christiane religionis summe utilissimum*. Am Ende heisst es: *Liber de contemptu mundi seu de miseria humanae conditionis*; editus ab Innocentio papa tertio. Coloniae per Martinum de Werdena prope domum consulatus: in vico burgensi (vel die Bürgersträs) commorantem impressus. Anno dom. MCCCCCVI in fine septembris. Bemerkenswerth dürfte sein, dass blos der 1. Theil, das fundamentum enthaltend, paginirt ist, der 2. nicht.

Hieran reihen sich die zwei Ausgaben von Joh. Cochläus, Leipz. 1534, Antwerpen 1540, jene in 4^o, diese in 8^o. Im Jahr 1562 erschien: *Innocentii III de contemptu mundi lib. 3*. Viennae in aed. coll. soc. Jesu. 32^o.

Erst nach 300 Jahren trat das Product wieder an das Tageslicht. Herr Prof. Dr. J. H. Achterfeldt in Bonn hat das Verdienst, es vor völliger Vergessenheit durch Neuherausgabe gerettet zu haben. Das sehr würdig ausgestattete, nette Buch in kl. 8^o. ist betitelt: *Innocentii III de contemptu mundi sive de miseria humanae conditionis libri tres*. Edidit Joann. Henr. Achterfeldt. Bonnae apud Eduardum Weber. MDCCCLV. Preis: 42 kr. Der Text ist aus 2 Gesamtausgaben der Werke J. vom J. 1552 u. 1575 zusammengestellt und es sind die abweichenden Lesarten aus den Einzelditionen von 1503 u. 1506, dann 1534, 1540 und 1562 (Jesuitenausg.) mit Fleiss und Sorgfalt angemerkt. Der Druck ist correct, nur wird es S. 53 Z. 10 statt *intuitus* heissen sollen *invitus* (Gegensatz zu *voluntarius*), ferner statt *delicatoria* S. 83 Z. 10 (c. 18 des II. B.) vielmehr *delicatiore*. Einige andere Druckfehler sind zum Schlusse angezeigt. Als Anhang sind der 171 S. umfassenden Schrift die kleinen Abhandlungen des J. de *perseverantia* und *de caritate* beigegeben.

Ueber das Motiv dieser Neuherausgabe erfahren wir auf pag. VI der Vorrede das Folgende: „*Negari non poterit, fortiter et sine intermissu contra superbiam, caput omnium*

vitiorum niti nos oportere, ut eam deprimamus eaque devicta et oppressa vitia alia facilius coercere possimus. Ad ejusmodi laborem et colluctationem eo magis impellemur, si illam humanae conditionis vilitatem et miseriam a Lothario sollerter depictam corde et animo perpenderit mentique iterum iterumque proposuerimus. Quippe descripsit Lotharius gravissimis verbis vilem et miseram hominis conditionem, tam quae hac in terra a conceptu et partu usque ad mortem vel ex natura consequitur vel desideriis carnalibus, concupiscentia et actionibus illicitis excitatur, quam quae post mortem in aeternitate illos manet, qui in hac vita a Deo se averterint et finem, ad quem Deus secundum infinitam suam bonitatem ipsos creavit, assequi neglexerint aut contempserint.“

In der Sammlung der W. J. von Migne, Paris 1855 findet sich das B. d. c. m. im 4. Bande (d. g. S. Bd. CCVII.) vor. Leider habe ich diese Ausgabe nicht erlangen und den dort vorfindlichen gelehrten Apparat nicht benützen können. Der ganze Vorrath ist bei dem bekannten Brande zu Grunde gegangen. Meine Anfrage bei einzelnen grossen Antiquarhandlungen war vergebens.

Was die Anlage des B. betrifft, so ist sie äusserst einfach. Das menschliche Leben kommt nach seinen 3 Stadien in 3 Büchern zur Darstellung: Anfang Mitte und Ende; Eingang, Durchgang und Ausgang. Von einer Abgegrenztheit der Haupttheile oder auch nur von einer äussern Abgemessenheit, sowie von einer tiefen innern Verbindung aller Bestandtheile kann natürlich keine Rede sein. Alle Einzelheiten sind, wie sie dem Geiste des Autors vorkommen, auf Geradewohl untergebracht. Das kann nicht befremden: es liegt in der Zeit und man muss jede Zeit nach dem ihr eigenen Maasse messen. Es ist übrigens besser, im lockern Zusammenhang viel, als im strammen wenig oder nichts zu sagen.

Das Buch kann freilich kein erstes Geisteswerk heissen. Doch zeichnet es sich vor den Producten der spätern Renais-

sance vorthellhaft genug aus. Es ist ein Original, keine Copie, der Unterschied also wie Gold und Blei, wie Perle und Glas. Während bei J. die Form gegen den Inhalt bescheiden zurücktritt, hat in jenen Renaissance-Erzeugnissen die Form den Inhalt völlig überwuchert und verschlungen. Dort der fruchtbeladene Baum, hier das blätterreiche, weit ausgreifende Geschling mit Tausenden von lichten, lachenden Blüthen. Oder um einen andern Vergleich zu gebrauchen. Dort sehen wir uns in dunkle Klosterhallen, in einen mystischen Dom versetzt, aber unser Herz wird zum Allmächtigen hingezogen. Hier öffnet sich uns ein weiter, moderner Kunstbau und wir bewundern nur den menschlichen Geist. Die Rede des Brandolinus über die Tugenden des Herrn z. B. (v. J. 1496) ist jedenfalls ein interessantes Erzeugniß. Aber man muss in Allem das Urtheil des Herausgebers (Bone, Mainz 1869) unterschreiben, wenn er sich auf S. VI der Vorrede dahin auslässt: „Wir möchten die Rede einem christl. Tempelbau der Restaurationszeit vergleichen nach den reinsten antiken Formen. Da mag Alles Bewunderung verdienen, aber das gläubige Herz empfängt nicht die Salbung des Geistes und das Wehen des Allerheiligsten. Wir können uns sehr wohl denken, dass bei solchen Stellen, wo der Redner das höchste Pathos der Thränen vergiesst, die hochgebildeten Zuhörer ihren freudigen Beifall klatschten für die klassische Form der Sprache und die rhetorische Wendung. — Schärfe, Kraft und Reichthum des Dogmatischen, Tiefe, Innigkeit und Helle des Mystischen, Sicherheit und Lebensfülle in der Verwendung des göttlichen Worts nach Schrift und Tradition tritt fühlbar zurtück hinter dem rhetorischen Glanze, den zu erstreben der edle Redner allerdings sich gar sehr aufgefördert fühlen mochte.“ Es war die Zeit, da der Cardinal Bembo an Sadoletto schreiben konnte: „Lies nicht die Briefe Sct. Pauli, damit nicht jener barbarische Styl deinen Geschmack verderbe. Lass diese Kindereien, die eines ernsten Mannes unwürdig sind, bei Seite.“

Die Sprache unseres Buches ist verhältnissmässig einfach, rein, kräftig, schmuckvoll, namentlich von zahlreichen Assonanzen durchzogen und belebt. So I: *exponam id planius, edisseram plenius*; I, 8: *nudus egreditur et nudus regreditur, pauper accedit et pauper recedit*; I, 26: *plus hic voluntarius affectu doloris, quam invitus effectu languoris affligitur*; II, 5: *vos — nec gratiam gratis datis nec justitiam juste redditis, quia nisi venierit non provenit, nec datur, nisi vendatur*; II, 5: *pecuniam captatis, sed animam captivatis*; II, 8: *opes mundi non auferunt sed afferunt*; II, 16 *eupidus . . cupit et curat fieri dives in mundo*; II, 17: *inde non salus et sanitatis, sed morbus et mors*; II, 18: *turpiter egerit, qui turpiter ingerit*; II, 20. *nunquam fugatur, nisi cum fugitur, nunquam mactatur, nisi cum maceratur*; II, 30 *non curat prodesse, sed gloriatur praeesse*; *ib.*: *molesta non suffert, concepta non differt*; II, 31: *omne peccatum te accedente committitur, te recedente dimittitur*; III, 6 [*ignis gehennae*] *semper afficiet et nunquam deficiet*. Man beachte die Inversionen in I, 15: *conturbat tristitia, contristat turbatio*; *ib.*: *omnes mundanis cruciatibus affliguntur et mundanis afflictionibus cruciantur*; I, 26: *sciat cupalbiliter durum et dure culpabilem*: II, 4 *non inclinatis animum ad justitiam, sed justitiam inclinatis ad animum, non ut quod licet, hoc libeat, sed ut liceat hoc, quod libet*; II, 13: *dat ut lucretur, sed non lucratur ut det*. Und ferner die Gradationen: I, 2 heisst es: *considerans aquatica [homo] se vilem inveniet, considerans aërea se viliores agnoscet, considerans ignea se vilissimum reputabit*. Hier zugleich der Wechsel der Verba: *inveniet, agnoscet, reputabit*. Dann weiter die Steigerung I, 8: *turpe dictu, turpius auditu, turpissimum visu*. In einzelnen Sätzen ist es die vollendete gnomische Form, welche uns anspricht. Z. B. I, 12: *tempus est mora rerum mutabilium*; I, 16: *fiunt instrumenta poenarum, quae fuerant oblectamenta culparum*; I, 24:

melius est mori vitae, quam vivere morti; ib: nihil est vita mortalis nisi mors vivens. Ganz besonders aber verdient die rythmische Schönheit, der harmonische Ausbau zahlreicher Perioden immerhin unsre Bewunderung. Hätte der schon erwähnte Brandolinus den J. gelesen, er hätte die rythmische Eigenthümlichkeit nicht als eine neue und nicht als seine Erfindung hinstellen und sagen können: „vix unum atque alterum vidi, qui numeros in dicendo aut scribendo sectaretur.“ Bone a. a. O. 36. Die gelungensten Stellen dürften sein: I, 1. Quis det oculis meis fontem lacrymarum, ut fleam miserabilem conditionis humanae ingressum, culpabilem humanae conversationis progressum, damnabilem humanae dissolutionis egressum? Consideravi ergo cum lacrymis de quo factus sit homo, quid faciat homo, quid facturus sit homo? Sane formatus de terra, conceptus in culpa, natus ad poenam, agit prava, quae non licent, turpia quae non decent, vana, quae non expediunt; fiet cibus ignis, esca vermis, massa putredinis; I, 16: labor in acquirendo, timor in possidendo, dolor in amittendo mentem ejus semper fatigat, sollicitat et affligit; I, 21: nusquam quies et tranquillitas, nusquam pax et securitas, ubique timor et tremor, ubique labor et dolor; I, 22: quem livor invidiae vel ardor avaritiae vel tumor superbiae non vexarit, quem aliqua jactura, vel offensa, vel passio non commoverit, quem denique visus vel auditus vel actus aliquis non offenderit? I 26: cujus pectus tam ferreum, cujus cor tam lapideum, ut gemitus non exprimat, lacrymas non effundat, cum proximi vel amici morbum vel interitum intuetur, ut patienti non compatiatur et dolenti non condoleat? II, 11: avarus et infernus uterque comedit et non digerit, recipit et non reddit; avarus nec patientibus compatiatur nec miserit subvenit vel miseretur, sed offendit Deum, offendit se ipsum, offendit proximum; nam Deo retinet debita, proximo denegat necessaria, sibi subtrahit oportuna; II, 26: o quando principabitur ille, qui severus sit in justitia, pius in misericordia; qui non declinet amore vel odio,

qui non corrumpatur prece vel pretio, qui credat fidelibus et acquiescat supplicibus, qui sit humilis et benignus, largus et mansuetus, constans, sapiens et astutus, endlich um Dutzende von andern zu übergehen die Stelle II, 19: quid turpius ebrioso; cui foetor in ore, tremor in corpore; qui promittit stulta, prodit occulta, cui mens alienatur, facies transformatur? Dass man von der Kunst des J. zu allen Zeiten die vortheilhaftesten Begriffe hatte, beweist u. A. der Umstand, dass man ihm ein Werk des Thomas von Aquino, nämlich die Betrachtung über das Vaterunser zuschreiben konnte. So Peter v. Alva b. Piccinard de aprob. doct. S. Th. 9. 7 a. 2 et 5. Rubeis hat das zwar widerlegt, aber nur auf äussere Gründe hin. Und wenn noch die heutige Geschichtsschreibung (Ebrard KG. II, 289) von den „poetisch grossen“ Leistungen des J. spricht, so ist die Autorschaft der grandiosen Kirchenhymnen, des Veni S. Spiritus und des Stabat mater anerkannt.

Von der Majestät chrysostomischer Eloquenz ist freilich bei J. keine Rede und wir vermissen die brillante Form, die uns bei andern Vätern, z. B. bei Cyprian oder Augustin überrascht, erfreut, bewegt, erhebt, begeistert und entflammt. Im Vergleich zu den einstigen goldnen Zeiten ist hier nur eine dürftige Aehrenlese gegeben, der Formenreichtum beträchtlich geschwunden. Ueberall da, wo es sich um Wiedergabe spezifisch christlicher Wahrheiten und Begriffe handelt, tritt die Mangelhaftigkeit der eigenerrungenen nicht weniger, als der übererbten Form nur zu fühlbar auf. Man vergleiche c. 4 im 1. B.; dann III, 10: justum est, ut quod impius in suo praevaricatur aeterno, Deus ulciscatur in suo aeterno. Einiges mag uns läppisch vorkommen. So besonders I, 7: Masculus recenter natus dicit A, femina vero E. Dicentes E vel A, quotquot nascuntur ab Eva. Quid est igitur Eva nisi heu ha? Utrumque dolentis est interjectio, doloris exprimens magnitudinem. Derlei gehört indess, wie auch Hurter I S. 54 u. 306 mit Bezug auf die allegirte Stelle bemerkt, der Zeit an. An-

deres wird man geradezu fad nennen. Z. B. die Anmerkung zum Schluss des 18. c. im I. B.: *Nam licet scriptum sit: erunt duo in carne una; zelus tamen viri duos in una carne non patitur*, eine Stelle, die schon Hamberger zu v. N. IV, 349 zu einer spöttischen Aeusserung Veranlassung gab. Die von J. gewählten Bilder sind häufig verfehlt und namentlich möchte die Vergleichung des Menschen mit einem Baume I, 9 fin. etwas Abgeschmacktes haben: es ist recht eigentlich ein hölzerner Vergleich.

Die Mängel sind indessen durch die obenberührten Vorzüge insoweit überholt, um die Schrift niemals der völligen Bedeutungslosigkeit verfallen zu lassen. Prof. Achterfeld wenigstens hat mit einer an Verheissung grenzenden Lebhaftigkeit den Wunsch aussprechen können, es möchten noch viele Ausgaben der seinigen folgen. *Utinam* heisst es in der praef. p. VIII ed Bonn., *tantum ab sit, ut nostra intensio nos fallat, ut magna editionum series subsequatur!* Die trotz manchem Missförmigen der Schrift immer noch verbleibenden Schönheiten erhalten dadurch einen besondern Werth, dass sie nicht dem Ruhm des Autors, sondern dem Ruhme jenes Höhern dienen, dem der Autor voll Ehrfurcht selber dient, dass sie nur das Eine bezielen, die heilsame Lehre im Gedächtniss und Herzen der Menschen nur tiefer und fester haften zu machen.

Wenn wir im Verlaufe unsrer Abhandlung die Schrift selber prüfen und hier das Einzelne urgiren, so kann sich die Frage nach der Nöthigung und Berechtigung erheben. Die Antwort wird nicht zweifelhaft sein. Wir müssen das Einzelne urgiren, weil wir ja auch andere Schriften des Alterthums diplomatischen Werth zuerkennen und zutheilen. Wir dürfen aber auch das Einzelne urgiren, weil der Charakter jener mittlern Zeit der einer grössern Einfalt ist, dies Wort natürlich im besten Sinn genommen. In den Predigten und sonstigen religiösen Schriften des Papstes weht ein Geist reiner Wahrheit, der uns schlechterdings verwehrt, irgendwo eine leere Form

anzunehmen und vorauszusetzen. Sie tragen, seine Schrift-
erzeugnisse, wie Hurter III, 1—2 mit Recht hervorhebt,
den Beweis in sich, dass die christlichen Elemente, welche
u. A. den meisten ihm eigenthümlichen Briefen eingeflochten
sind, nicht angenommene Redeweise, sondern der Aus-
druck der innersten belebenden Gesinnung desjenigen
seien, der jene abfasste oder unmittelbaren Einfluss auf
ihre Abfassung übte. Die Zeit ist noch fern, wo die viel-
verschlungenen Pfade einer charakterlosen Philosophie,
einer in allen Farben schillernden Dialektik dem Menschen-
geiste sich versuchend öffnen. Ein Marsilius Ficinus kann
sich besinnen, ob er in christlicher, ob er in heidnischer
Weise sich aussprechen und halten soll. Erst in den
nachfolgenden Jahrhunderten einer allgemeinen sittlichen
Corruption hat der Grundsatz Macchiavell's durchschlagen
und Lehrer und Hörer finden können, nach welchem dem
Menschen die Sprache nur gegeben sein soll, um seinen
Gedanken zu verbergen.

Man weist hin auf den Charakter der Schrift J. als
einer ascetischen. Und allerdings ist die ascetische Lite-
ratur gewissermassen ein neutraler Boden, wo sich die
verschiedensten religiösen Anschauungen geltend machen,
ohne dass voreilige Schlüsse und abschliessende Urtheile
zulässig wären. Für den Charakter dieser Bücher, die
man im eigentlichen Sinne ascetische nennen kann, gibt
es ein Sinnbild: Nikodemus in der Nacht bei Jesu. An
der Seite des Geliebten, wenn Aug' in Auge schaut, da
wird, zeugenlos, die Seele selig und seltsam gesprächig
und sie rückt heraus mit ihren Klagen und Fragen. In
des P. Diego de Stella schönem, mit dem unseres J. gleich-
namigen Buche (ed. Col. Agr. 1598 u. o. deutsch Sct.
Omer 1622) hören wir wegwerfende Worte über die Prä-
laten, die die Lust, nicht die Last des Amtes wollen und
an mehren Stellen erscheint der umkleidete und entklei-
dete Processionsheilige als das Symbol der dahinschwin-

denden Fleischesherrlichkeit. (l. c. S. 136 — 88, 141.) Hier wäre der Schluss auf eine unkatholische Gesinnung des Verfassers gewiss unbegründet. Abgesehen davon kann des J. Buch ein ascetisches doch nur in sehr bedingter Weise genannt werden. Nur die mangelhafte Form etwa und der Umstand, dass in der Lehre kleine Inconsequenzen unterlaufen, mag ihr den Charakter einer Schrift der mindern Gattung vindiciren. Sie ist weniger Betrachtung, denn Geschichte, — Entwicklungsgeschichte der ständigen Menschheit, ihr Inhalt: Ursprung, Ausgestaltung und Folge der Sünde. Das Dogmatische liegt nicht oberflächlich darüber oder lose daneben, sondern ist als integrierender Bestandtheil dem Ganzen organisch eingefügt.

Ehe wir nun zu dem eigentlich Materiellen übergehen, sei es gestattet, den vielberührten Punkt der Seelenstimmung zu besprechen, welcher des B. d. c. m. entsprungen sein soll. Von dem düstern Ernst, der das Ganze einhüllt, ausgehend hat man bei J. eine Gemüthsverstimmung angenommen, die durch körperliche und seelische Leiden veranlasst sei. So der Verf. des A. in Herzogs R. Enc. VI., p. 665 nach dem Vorgang von Hurter. Was die Leiden anlangt, so sind sie allerdings und zwar durch J. selber in der Dedicationschrift an den Bischof von Porto constatirt. Aber wir erfahren doch auch, dass die Muse, die ihm so zu Theil ward, seinerseits nicht verwünscht, sondern erwünscht und dass er nicht verstimmt, aber bestimmt war, sein nützlich Buch zu schreiben. Die Leiden brachten Freuden. Gleichwohl hält Hurter (I, 50 u. 286) die ungünstige Ansicht fest und geht noch so weit, um nachzuweisen, wie sich Innocenz später für ihm zugefügte Unbilden gerächt (l. c.). Wir vermögen darin nur die Absicht zu erkennen, den Leser schon gleich im Anfang seines Buches durch den Schein höchster Unpartheilichkeit für anderweitige Standpunkte zu gewinnen. J. schreibt

sein Buch, um den Ehrgeiz niederzubeugen und dieses Buch soll selbst die Frucht des ungebeugten Ehrgeizes sein. Das ist denn doch eine verzweifelte Annahme. Aus dem Ernst im Buche kann vorerst nichts erschlossen werden, denn dieser Ernst liegt in der Natur seines gewiss nur zufällig gewählten Sujets. Und übrigens ist zu bedenken, dass ja auch andere Schöpfungen J. mehr oder minder das Gepräge des Todesernstes tragen. Es ist so wie Möhler, Kirch. G. (herausgeg. v. Gams) II, 432 sagt: J. III. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, besonders auf dem Gebiete der Ascetik und Moral. Hier zeigt er uns einen grauenerregenden Ernst. Denn er hatte das menschliche Elend in seiner Tiefe erfasst und wusste dasselbe nach allen Seiten hin zu entwickeln und vor die Augen seiner Leser zu stellen, dass man sich oft aufs Innigste ergriffen fühlt. Man gewinnt, wenn man diese seine Schriften liest, die Ueberzeugung, dass er noch auf der Erde lebend schon einem andern Leben angehörte.“ Das ganze Gerede von der angeblichen Verstimmung fällt dahin, wenn man im erwähnten Dedicationsbrief hört, dass J. damals ebenso gestimmt und bereit war, zu dem vorliegenden Schauergemälde das Gegenstück zu liefern. Er hat der gefallenen Seele das Bewusstsein ihres endlosen Elendes gegeben, er wollte aber auch der erlösten Seele das Bewusstsein ihrer hehren Herrlichkeit verleihen. Er wollte niederbeugen, aber auch aus dem Staub erheben, er wollte ins Dunkel des Todes weisen, aber auch Führer sein auf dem Wege, der in das Land voll Licht und Ernten leitet. Das Unternehmen war nur von dem Verhalten des Bischofs von Porto abhängig gemacht. Also kein Hass! Ohne Noth durfte der grosse Biograph unseres Papstes nicht einen hässlichen Flecken in das sonst rein gehaltene Bild (vgl. II, 691 ff.) seines Wesens eintragen. Der Mensch bleibt zwar immer Mensch und ein Christ ist noch seltener als ein Genie. Allein auch so werden wir

nicht zurecht kommen. Denn das Genie hat die Zukunft in der Gegenwart. Es ist gewissermassen eingeschränkt, — sein Characteristicum Selbstgewissheit. Die ersten Strahlen, welche die hinter dunklen, von sinkenden Nebeln umzogenen Höhen eine Weile noch verborgene Glückssonne in die ahnende Seele wirft, sind ihr die friede- und freudvolle Bürgschaft des vollen Aufgangs. Also — kein Hass! War er endlich an die Pforte des Todes geführt, so war seiner Seele Heil widerfahren. Diese Heilserfahrung spiegelt sich in der Schrift wieder. Sie rechtfertigt Gott beim leidensvollen Geschick, indess sie den Menschen anklagt. In Verstimmung hat noch Niemand eine Theodicee geschrieben. Also — kein Hass.

Es wird, um eben Gesagtes und noch zu Sagendes in helleres Licht zu setzen, dienlich sein, den Widmungsbrief J. an den schon gemeldeten Bischof von Porto, wie er dem Werkchen d. c. m. als Prolog vorangeschickt ist, hier in extenso mitzuthellen. Er heisst so: „*Domino patri carissimo P. Dei gratia Portuensi Episcopo Lotharius, indignus diaconus, gratiam in praesenti et gloriam in futuro. Modicum otii, quod inter multas angustias nuper ea, quam nosti occasione captavi, non ex toto mihi praeteriit otiosum. Sed ad deprimentam superbiam, quae caput est omnium vitiorum vilitatem humanae conditionis utcumque descripsi. Titulum autem praesentis opusculi vestro nomini dedicavi rogans et postulans, ut si quid in eo vestra discretio dignum invenerit, divinae gratiae totum adscribat. Si vero paternitas vestra suggererit, dignitatem humanae naturae naturae, Christo favente, describam, quatenus ita per hoc humilietur elatus, ut per illud humilis exaltetur.*“

Jung noch an Jahren sah J. die Welt und das Leben mit den Augen eines Greises. Das ist freilich eine Abnormität. Aber J. war eben so eigenthümlich organisirt.

Gehen wir dazu, das Buch d. c. m. zunächst nach seinen mittelalterlichen Merkmalen uns anzusehen.

Die Verallgemeinerung ist so sehr das Merkmal des Mittelalters, wie die Besonderung die Signatur der Gegenwart. In jener fröhern Zeit gibt es nicht viele Einzelne, sondern eine Einheit von Vielen. Der Einzelne existirt nur als ein Glied des Ganzen. Diese Anschauung, die im Cultus, sodann in der Disciplin — es sei nur an das Interdict erinnert — grossartig auftritt, dominirt natürlich vor Allem im Dogma. In dem ersten Adam, in welchem Alle semi-nell vorhanden sind, haben Alle gesündigt und Tod und Verdammniss überkommen. Sie gewinnen aber Leben und Seligkeit im zweiten Adam, dem wieder Alle, aber spirituell zu jener Gemeinschaft verbunden sind, welche die Kirche heisst. *Extra ecclesiam nulla salus*. Hier nun wird jene Tugend Königin sein, welche nach der Gemeinschaft hinstrebt und den Einzelnen vermag, sich mit Drangabe seiner Selbstheit dem Ganzen, nemlich der Kirche einzufügen und unterzuordnen, die *devotio*. Hinwiederum wird nichts so sehr geächtet sein, als die jener Tugend entgegengesetzte Untugend, welche in der Selbstbehauptung, im eigenniebigen Denken und Handeln verharret — die *superbia*. So musste denn Innocenz, in dem das Leben jener Zeit pulsirt, gerade dahin seine crnsten, gravitätischen Worte wie spitze, furchtbare Pfeile entsenden. Er schreibt sein Buch, wie aus dem oben mitgetheilten Widmungsschreiben erhellt, in der erklärten Absicht, damit dem Uebermuth eins zu versetzen. Die *superbia*, (vgl. haupts. II, c. 26—36) auch *arrogantia* stellt sich ihm zunächst als ein formenreiches Lasterleben dar, aber diese moralische Isolirung vom Ganzen und vom Geist der Kirche musste doch über kurz oder lang auch die intellectuale folgen. Daher eifert Innoc. eher noch gegen die übermüthigen Geistes- als gegen die Fleischesmenschen. Es ist darum zu thun, den Alles Wissenden (I, 13) das Bewusstsein zu geben, dass sie nichts wissen. „*Est homo, steht l. c., qui diebus ac noctibus somnum non capit oculis et nullam ope-*

rum Dei potest invenire rationem. Et quanto plus laboraverit ad quaerendum, tanto minus inveniet. Deficiunt ergo scrutantes scrutinio, quoniam accedet homo ad cor altum et exaltabitur Deus. Persecutor enim majestatis opprimetur a gloria.“ Gerade von da drohte die grössere Gefahr. Daher man in eiferstüchtiger Beängstigung unter den Begriff der superbia bald auch die Durchbrechung der widerrechtlich die Gewissen bindenden Kirchengewalt, so wie jeden Versuch der Geltendmachung des Individuellen, Persönlichem, subsumirte und maassregelte. In seinem mehr realen, als idealen Kirchenbegriff befangen hat J. die individuelle Strömung ruhlos befehdet. Gegen sie ist die Spitze aller Argumente auch in unserm Buch gerichtet. Er hat dadurch nur Oel in's Feuer gegossen, der Opposition nur Nahrung gegeben. Der übermässig gesteigerten Kraftentwicklung auf Seiten der Kirche folgte die Gegenwirkung auf der andern Seite. Man muss die Verhältnisse wohl in's Auge fassen und den Menschen des Mittelalters sich vergegenwärtigen, wie ihn so wahr als geistvoll Burkhardt in der Kultur der Renaissance gezeichnet hat. „Im Mittelalter, heisst es da, lagen die beiden Seiten des Bewusstseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend und halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn. Durch ihn hindurchgesehen, erscheinen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Race, Volk, Partei, Corporation, Familie oder sonst in einer Form des Allgemeinen.“ Ein Abbrechen von dieser Existenzweise ist in den Waldensern und Albingensern der neue Geist schon zu J. Zeiten bemerkbar. Ueber ein Kleines und der Schleier verweht in die Lüfte; in Italien zuerst erwacht eine objective Betrachtung und Behandlung des Staats und der sämmtlichen Dinge dieser Welt überhaupt, daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Sub-

jective, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches. Der ganz neue Begriff des uomo singulare, uomo unico als Bezeichnung der höchsten individuellen Freiheit tritt in die Geschichte herein und ihr entspringt die revolutionäre, kirchenstürzende Macht, die auch heute noch und erst heute recht, wie ein gewaltiges Erdbeben den Boden unter uns erschüttert. Es ist bemerkenswerth, dass in Zeiten der Machtentwicklung des Individuums das Buch des J. d. c. m. wieder hervorgesucht und wie Haremborg in seiner Ordensgesch. I, 151 angibt, besonders bei den Jesuiten in den deren Collegien benützt wurde. Es mochte dabei indessen die Absicht mitwirken, die jes. Tendenz unter einem grossen Namen zu verbergen, und so gilt auch hier das Wort des Ovid: habent sua fata libelli. Zur Zeit der Reformation wird unser Buch von Cochläus dem Erzbischof von Tonstall für England empfohlen. Besonders interessant dabei ist der Blick auf seine Zeit. „Cunctis, das sind seine Worte, quos vel natalium splendor extollit, vel scientia inflat aut rerum successus in elationem surrigit, humilitatis praecepta (In.) ex sacris litteris salubriter ob oculos ponit et humanae conditionis miseriam declarans omnes a superbia deterret. Quae sane admonitio perquam necessaria videtur hoc maxime tempore, in quo sic inflat vel umbra scientiae plerosque sciolos, ut de fide et religione nostra non inter pocula infideliter ac irreligiose disputare, verum etiam nova praecepta decernere et in lucem edere non vereantur vel indocti cerdones (Knoten) et analphabeti, sutores et pelliparii (wie wir heutzutage sagen: Schuster und Schneider).“

In unsern Tagen stürmt der subjective Geist zu einem Vernichtungskampf heran, um selbst das letzte Band zwischen Himmel und Erde, das Moralgesetz, wie Moses die steinernen Tafeln zu zerschlagen. Ein Scribler hat sogar die geschlechtl. Enthaltbarkeit als Unvernunft hingestellt: man dürfe dem Naturdrang, dem frischen freien Sinn keine Gewalt an-

thun. Er hat die Probenächte gebilligt, ja verordnet. Das wäre ein Beispiel solcher *nova praecepta*, deren der Cochläische Brief gedenkt. Von dieser Vermessenheit eines nicht bloß entkirchlichten, sondern auch entmenschten Subjectivismus hat weder die vor- noch die nachchristliche Zeit, weder Theophrast noch J. etwas sich träumen lassen, da beide vielmehr den historischen Satz haben: „*Equus, bos, asinus et vilissima quaeque mancipia . . . probantur, postea comparantur, sola autem autem uxor non probatur nec cognoscitur* (de cont. m. I, 18).“ Gegen dieses Aeusserste ist das Mittelalter mit seinen Einsprüchen jedenfalls berechtigt und die Schrift des J. als historisches Zeugniß, wenn auch nur in Spezialitäten, recht wohl verwendbar.

Ein anderes mit der ebenberührten Opposition gegen den Individualismus connexe Moment ist bei J. die strenge, um nicht zu sagen starre Objectivität welche allenthalben hervortritt. Er liebt es, mehr Altbewährtes, als Neues und Selbsterfundenes zu geben und nichts liegt ihm ferner, als das Streben, originell zu sein. Das reproductive, traditionelle Element ist bei ihm das Vorwiegende. Sein Ich tritt fast ganz in den Hintergrund. Nur zweimal begegnen wir einer persönlichen Bemerkung. II, 8 heisst es: *quot et quanti magnates indigeant, ipsemet frequentere xperior* und III, 8: *experimento cognovi, quod adustus, si frigidum statim adhibeat, ardentiolem sentiat cruciatum*. Aus den üppigen, stolzen, strotzenden Hallen menschlicher Erdengrösse, die von Festgesängen wieder tönen, steigen wir mit ihm hinab in die dunklen Räume der Hölle, hinab an den Ort der Qual, der von den Klage-lauten der Gepeinigten erdröhnt. Dort und hier schauen wir wie forschend und nach seiner Erfahrung fragend ihm nach dem Munde. Doch ja — schon gleich im Anfang tritt sein Ich hervor. Wohl. Aber nur, um der grossen Gemeinschaft der Sünder sich einzureihen, um einzustimmen in

das allgemeine Sündenbekenntniss, um zu bezeugen, wie auch er mit den andern ein Verworfener und sein Leben ein Unglück sei: „Quare de vulva matris egressus sum, ut viderem laborem et dolorem et consumerentur in confusione dies mei? — Utinam interfectus fuisset in utero, ut fuisset mihi mater mea sepulcrum et vulva ejus conceptus aeternus!“, Sonst verhält sich J. völlig wie ein Namenloser. Dies ist ein ächt mittelalterlicher Zug und führt uns auf eine Bemerkung in Dr. Bock's Geschichte der lit. Gewänder, wo es mit Bezug auf die grossen Kunstleistungen S. 154 so heisst: „Im Mittelalter sprechen nur Thaten, keine Namen. Dem bescheidenen alten Meister war es nur darum zu thun, Gott, seine Heiligen und die Kirche durch seine fromme Kunstwerke zu verherrlichen; sein Name, seine Person war dabei vollständig Nebensache. Es ist dort von einem prachtvoll geschriebenen Miniaturwerk die Rede, dessen Schlussworte folgende Angabe enthält: „Hic liber scriptus est ad laudem Dei omnipotentis per pauperem cruciferum (Kreuzbruder) cujus nomen scribatur in libro vitae.“ So sieht auch J. nur nach Gott aus. Als einzigen Lohn für seine Werke erwartet er von den Menschen nur, dass sie andächtige Gebete für seine Sünden zu dem allmächtigen Richter senden. Er schreibt durchaus objectiv. Dabei geht er so weit, um mehr mit fremden, als mit eigenen Worten zu reden und manche haben ihm blos das Verdienst des Zusammenfügens von fertigem Stoffe zugestanden. Vielfältig lässt er die Weisen des heidnischen und jüdischen Alterthums zu Worte kommen. Es wird I, 5 Plinius, I, 11, 18, 19, II, 11, 20 Horaz, I, 16, 26, II, 26, III, 9 Ovid, I, 22 und II, 6 Juvenal citirt. Es kommen Anklänge aus Diog. Laërt. II, §. 32 in I, 13 vor, wo es heisst: „vix quidquam tam facile est, quod plenum . . . homo comprehendat . . . nisi forsitan illud perfecte sciatur, quod nihil scitur perfecte, quamquam ex hoc insolubilis redargutio consequatur“; ferner aus des

Boëthius Buch vom Troste der Phil. III, 15, wo wir lesen: „nullum malum praeterit (Deus) impunitum, nullum bonum irremuneratum relinquit.“ Demselben im Mittelalter häufig gebrauchten Buche ist die II, 36 vorfindliche Anecdote von einem alten Philosophen entnommen. Die Schilderung des bösen Weibes I, 18 ist aus dem Theophrast geschöpft. Denn da heisst fast ganz so, wie bei J.: „multo constat, quae matronarum usibus necessaria sunt, pretiosae gemmae; sumptus, aurum . . et alia varia. Deinde per totam diem garrulae et graves quaestiones: illa honoratior procedit in publico et honoratur ab omnibus; ego autem in conventu mulierum sola despicior . . . nulla uxoris electio, sed qualiscunque venerit, ferenda est et habenda; si fatua, si deformis, si foetida, quodcumque vitium sit in ea, post nuptias discimus u. s. f.“ Das ganze Cap. 30 des I B. ist ein Auszug aus des Josephus jüdischen Krieg VI, 3 und 4. Bei der Seltenheit der Bücher im MA. musste J. das Bewusstsein haben, mit den Citaten aus der Schrift, aus den Vätern und den alten Klassikern eine bedeutende Errungenschaft weiterzugeben und zum allerdings wünschenswerthen Gemeingut zu machen. Dass er so oft auf heidnische Schriftsteller recurriert, hat seine bemerkenswerthe Seite. Ohne auf das Verhältniss der Dependenz heidnischer Philosophie von der Offenbarungswahrheit, wie es schon bei Lactantius weitläufig dargelegt ist, näher einzugehen, sei nur erwähnt, dass nach alter Ansicht die Dichter und Philosophen des Heidenthums, wie prophetische Gestalten zum Eingang des Christenthums postirt sind, zwar nicht den Besitz der christlichen Wahrheit und Weisheit repräsentirend, wohl aber die Sehnsucht darnach. Darum ertönt ihre Stimme auch in unserm Buche. Sie sprechen freilich immer nur eine gewöhnliche Wahrheit aus, aber das ist symbolisch, denn nur das Christenthum enthüllt tiefere Wahrheit und während nur dieses zum Centrum des Alles vordringt, bleibt das Heidenthum an der Peripherie, an der

Oberfläche und Anssenseite haften. Um dieser Verhältnisse willen schliesst J. das im Heidenthum Vorliegende jenem unveränderlichen und unveräusserlichen Offenbarungsbesitz an, den er nach mittelalterlicher Weise der Autorität sich unterordnend, priesterlich zu hüten hat. Natürlich ist ihm die h. Schrift so recht eigentlich das Buch der Bücher. Es musste damals etwas Grosses gewesen sein, Schriftworte zu lehren und zu hören. Ihnen haftete nach dem allgemeinen Bewusstsein etwas Magisches an. Aber nicht zunächst diese oder jene Wirkung und Eigenschaft des Schriftworts, sondern vor Allem der Ursprung aus Gott war für den vielfältigen Gebrauch entscheidend. Bei Herrenworten citirt er immer charakteristisch so: „veritas dicit“ cf. II, 10. Zu Tausenden funkeln und glühen sie, die Schriftsprüche, unter seinen Händen hervor und wenn er das Werk geschlossen hat, ist ein prächtiger weitausgebreiteter Sternenhimmel aufgegangen in wunderbarer Fülle und in zauberhafter Schönheit. Dass er die Kirchenväter so wenig anführt (in u. B. nur etwa einmal I, 11, wo eine Stelle aus Greg. M. Rom. in evang. L. I. h. 1 eingeflochten ist) kommt daher, dass nach seiner Ansicht die Väter von der Schrift umschlossen sind, so dass diese nunmehr kein anderes Verhältniss zur Schrift einnehmen, als er selbst. Dieses Unterwerfen unter die Autorität, dieses conservative Wesen und seine völlig objectivistische Haltung der Offenbarungsreligion gegenüber oder was er und seine Zeit dafür achtete, ist das Bewundernswürdige an J. III. Er will in der Lehre, in den Ceremonien, Bräuchen, Rechten und Anstalten der Kirche nicht willkürlich schalten und walten, nicht nach eigenem Belieben verfügen, aber er will das Gegebene treu behüten und consequent fortführen. Ein neuer geistvoller Schriftsteller hat den Namen J. mit dem des Alexander von Hales zusammengebracht. Das Schlagende, das Significante der Verknüpfung liegt in dem auf gegebenen Grundlagen auf- und fort-

bauenden Charakter der Theologie jenes Hales. (Ebr. K. G. II, 226). In der Verwaltung hat J. den Fortschritt an die Ueberlieferung geknüpft, ein Vorgang, der in der Welt der Politik und der Wissenschaft, zu den schwierigsten, aber auch erspriesslichsten zählt. So gestattete er die Stiftung des Dominicus nur in dem er ihr eine Basis in der Vergangenheit gab. Vgl. Caro, St. Dom. et les. Dom. Paris 1853. Regensb. 1854 S. 57. Er wäre nie dazu gekommen, sich selbst für unfehlbar zu halten. Das konnte nur ein moderner, nicht ein mittelalterlicher Papst. Es ist gewiss, die Päpste jener Zeit erkannten die Glaubensartikel und hergebrachten Kirchengesetze als Normen und Grenzen ihrer Gewalt, fern davon, sich auf ihre Willkür zu berufen, sondern auf Gottes Gesetz und was die öffentliche Meinung dafür hielt. (Vgl. Hase K. G. 9. A. S. 233). Es spricht zwar, wie wir finden werden, J. hin und wieder Sätze aus, die von der allgemeinen Kirchenlehre in etwas abweichen, indess geschieht das niemals mit dem Bewusstsein und Entschluss, eine neue und fort hin gültige Weisheit zu lehren. Fast rührend zu sehen ist, mit welch' kindlicher Pietät er sich zu den Ceremonien stellt, sie höchstens, wie die Geheimnisse der Messe, (Übers. v. Hurter, Schaffh. 1857) zurückhaltend und vorsichtig ausdeutend. Diesem Manne voll Demuth und Selbstverläugnung war die höchste Stelle der Welt vertraut. Er greift ein in das Rad der Zeit, aber da wird sogleich sein Charakter offenbar. Dem Geiste der Zeit gemäss tritt er nicht als Individuum, sondern als Repräsentant in der Geschichte und eben darum mit so wuchtvoller Energie auf. Denn allerdings hinter dieser Objectivität, die aus jeder Zeile seines Buches spricht, ruht eine Thatkraft verborgen, vor der wir oft entsetzt und schreckensbleich zurückweichen. Verletzendes ist geschehen. Es geschah, wie Dante vielleicht mit Beziehung auf unsern Papst sagt, aus Eifer und nicht aus Stolz. (Vgl. Scartazzini, D. A. Biel 1869

S. 307). Dante und Innocenz — welche Gegensätze. Auch in Ersterem ist das Mittelalter repräsentirt. Die Gefühle und Ideen, die Bestrebungen und Sitten des Zeitalters sind auch in ihm concentrirt. Aber Alles ist hier subjectiv gewendet, idealisirt, verklärt. Zwar ist Dante dem Kirchenoberhaupte ergeben. Er gleicht darin dem Dichter des befreiten Jerusalem, der des Papstes Segen über Alles erhebt, indem er sterbend ausruft: Das ist die Krone, mit welcher ich gekrönt zu werden hoffe; nicht als Dichter auf dem Capitol, sondern als Kind der Kirche im Himmel. Diese Huldigung des Genius ist wohl die bededteste Apologie der Kirche. Und wie dem heiligen Stuhl ergeben, ist Dante in gleichem Maasse vor Andern, für den Kirchenglauben begeistert. Er strebt immer wieder zu ihm zurück. Ist er einmal speculirend über die Grenzen vorgedrungen, so findet er sich in einem grauenvoll finstern Walde. Unsägliche Angst kommt über ihn und er verlangt nach Haus. Es ist das Gefühl des Heimischen, eine freilich rein subjective Stimmung, die ihn mit der Kirche verknüpft und so bleibt er doch eine Einzigkeit. In der That ein auf sich selbst reflektirender Mensch ist ein Novum in jener Zeit, eine Selbstbiographie, wie sie neben der *Vita nuova* und dem *Convito*, die göttliche Komödie heissen kann, eine fremdartige, zeitabschliessende Erscheinung. Darin liegt auch der Grund, warum sein Leben so thränenreich und eine Kette von Unglück gewesen. Dem Boden des Mittelalters entsprossen kehrt diese Blume ihre Kelche nach der Zukunft hinaus, um in dieser erst erkannt und wirksam zu werden. In seiner Zeit noch nicht, aber heute heisst es: „Eiferseele, gesegnet sei der Schoos, der dich geboren!“ Seine Auffassung der Religionsgeschichte ist viel lebendiger, wahrer und tiefer, als die der hinter ihm liegenden Zeit.

Diese charakterisirt vielmehr eine gewisse Scheintiefe, wie sie auch bei J. zu Tage tritt. Es werde hier

von der Scholastik mit ihren subtilen Bestimmungen abgesehen. Auch das Typologische und Symbolische, welches weniger in unserm Buche, als in dem Werke über die Messe eine Rolle spielt, sei dahingelassen. Wir meinen zunächst eine der Zeit geläufige und von J. adoptirte Ausdrucksweise, bei der mit Uebergang des Principes die Wahrheit nur gleichsam splitterhaft zu Tage kommt. Die Stelle, auf die wir in erster Reihe hinzielen, bezieht sich auf die Corruption der infusirten Seele und findet sich I, 4: „Habet anima tres naturales potentias sive tres naturales vires; rationalem ut discernat inter bonum et malum; irascibilem, ut respuat malum; concupiscibilem, ut appetat bonum. Ita tres vires tribus oppositis vitiis originaliter corrumpuntur: vis rationalis per ignorantiam, ut non discernat inter bonum et malum; vis irascibilis per iracundiam, ut respuat bonum; vis concupiscibilis per concupiscentiam, ut appetat malum. Prima gignit delictum, ultima parit peccatum, media delictum generat et peccatum.“ Hier ist mehr die concinne Fassung, als der eigentliche Gedanke bemerkenswerth, aber auch eine Eigenthümlichkeit mittelalterlicher Auffassungs- und Darstellungsweise documentirt. Sie, der der Adlerflug versagt ist, strebt dem Merksamen, Populären bei dem allerdings vorhandenen Bedürfnisse allenthalben zu. Was c. 4 B. I vorliegt, ist nicht eine Geschichte der Seele im höhern Sinn, nicht speculative Theologie und Philosophie, sondern ist nur ein Versuch, der populären Vorstellung zu Hilfe zu kommen. Es gibt in dieser Art einen Fortschritt am Boden hin. Nur etwas vergeistigter und mehr auf dem Untergrund der Wahrheit hinlaufend, ist diese symmetrische Gedankenbewegung, wie wir sie nennen möchten, heute noch gleichsam das Prachtgewand der Theologie. Ein neuerer liebenswürdiger und äusserst geistvoller Schriftsteller, da wo er über das organisch Gestaltende, concentrisch in einander Liegende der trinitarischen Verhältnisse sich ausspricht, entwickelt ungefähr so: „Das Eine

Sein der Gottheit geht auseinander und geht auf in drei Personen, deren jede Herr dieses Seins ist und welche zusammen eben dieses Eine nothwendige, zum Leben der Freiheit und Liebe entfaltete Sein sind. Gott der Dreieinige zeigt sich in diesem Process als der über die geschöpfliche Natur wie den geschöpflichen Geist Erhabene. Denn die geschöpfliche Natur wird sich zwar substantiell objectiv aber ohne sich ihrer selbstbewusst zu werden; der geschöpfliche Geist wird sich seiner bewusst, aber ohne sich substanziell objectiv zu werden. Der geschöpfliche Geist weiss sich als Sein, aber ohne Anschauung des Seins, die geschöpfliche Natur schaut sich selbst, aber ohne sich als Sein zu wissen. Sind an Natur und Geist dergestalt zwei Vorzüge vertheilt, welche zusammen erst das Vollkommene ausmachen, so können wir voraussetzen, dass sich beide Vorzüge im göttlichen Wesen beisammenfinden, nemlich Selbstbewusstsein im Gegensatz zur geschöpflichen Natur und Selbstbewusstsein mittelst wesenhafter Selbstobjectivirung im Gegensatz zum geschöpflichen Geiste. So ist es denn auch nach den trinitarischen Gottesbegriff: die Dreieinigkeit ist ein absoluter Organismus nach den ewigen Prototypen jener creatürlichen Analoga, welche ihre eigene Relativität bezeugend, an das Natur- und Geistesleben vertheilt sind. Der Dreieinige ist absolute Persönlichkeit in drei persönlichen Existenzen — die drei Selbstbewusstsein mit ihren relativ selbständigen aber in einander liegenden Centren consituiren zusammen das absolute einheitliche Selbstbewusstsein der Einen absoluten d. h. in dieser Dreiheit vollendeten Persönlichkeit.“ In der That mehr fingirt, als philosophirt. Aber so gehts, wenn man um jeden Preis philosophiren und auf dictatorisch vorgezeichnete Ergebnisse kommen muss. Was hier, wie bei J., auffällt ist die mindere Erlösung des Gedankens aus dem sinnlichen Gewande und das dort und hier Gesagte hat im Grunde nur den Werth des Sprüchworts

oder Gleichnisses. Die Tiefe ist die nehmliche, wenn z. B. II, 7 J. die Frage aufwirft, warum die menschliche Seele nie voll werde? und darauf antwortet: „humanus animus capax est Dei. Quantumlibet ergo contineat, nunquam est plenus, nisi Deum habeat, cujus semper est capax.“ Bild und Ton müssen in jenen Zeiten den Geist ersetzen.

Hierher gehört das Mysteriöse in der Auswahl und Anwendung von Schriftsprüchen. Die Methode der Schriftauslegung, wie sie sich im Mittelalter gestaltet, war ganz dazu angethan, unendlich viel Scheinwesen zu erzeugen. Bekanntlich sollte jeder Schriftstelle ein vierfacher Sinn zukommen: der historische, allegorische, anagogische und tropologische! Damals galt dies für eine ausgemachte Sache und es scheint, dass man diese Mehrsinnigkeit auch andern Büchern zuschrieb. Wenigstens versichert selbst Dante (a. a. O. S. 221, 238) ganz ausdrücklich: „Schriften können verstanden und sollen ausgelegt werden vorzüglich in vier verschiedenen Sinnesarten. Der erste Sinn ist der buchstäbliche, der zweite heisst der allegorische und das ist der, der unter dem Mantel der Fabeln sich verbirgt u. s. f. Das grosse Buch des Lebens selbst, Welt und Natur ward zuletzt mit diesen Augen angeschaut. Noch Savonarola (bei Villari, deutsch v. Berdushek Leib. 1868 I S. 31 ff.) hat neben dem historischen einen geistigen, moralischen, allegorischen und mystischen Sinn. Nehmen wir um dies klar zu machen, den 1. Vers der Genesis z. B.: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Die geistige Auslegung bezieht sich auf den Geist. Also bedeuten Himmel und Erde Seele und Körper. Die moralische (tropologische) betrifft die Moral: also sind unter Himmel und Erde Vernunft und Instinkt zu verstehen. Die allegorische Bedeutung ist eine doppelte, indem sie sich auf die Geschichte der jüdischen oder der christlichen Kirche bezieht. Im erstern Fall stellen Himmel und Erde Adam und Eva vor, während die Sonne und die Erde den Hohen-

priester und den König des israelitischen Volkes bedeuten; im zweiten Fall dagegen sind darunter das auserwählte Volk und das Volk der Heiden, der Papst und der Kaiser zu verstehen. Die mystische Auslegung endlich bezieht sich auf die triumphirende Kirche. Demnach hat man sich unter Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sternen die Engel und die Menschen, Jesus Christus, die Jungfrau Maria und die Seligen u. s. f. zu denken. So war der Phantasie ein unermesslicher Spielraum gelassen. Es war möglich, jedes beliebige System mit Schriftworten zu erhärten oder umgekehrt aus Schriftworten ein neues System zu gewinnen. Man begab sich auf schwachem Kahne ins weite, weite Meer und liess sich treiben, wohin immer. Dies gilt auch von J., dessen Buch de cont. m. so reich mit Bibelsprüchen ausgestattet ist. Hatte der Theologe des Mittelalters bei seiner Schriftverwendung irgend ein Gefühl der Unsicherheit, der Unruhe? Durchaus nicht. Er seinerseits hat das Seinige gethan. Er hat sich eine möglichst reiche Kenntniss der Bibel angeeignet, er hat sich den Grundsatz eingepreßt, nicht gegen die Glaubensregel zu verstossen, die Treue gegen das Ueberlieferte, Altbewährte, Allgemeingiltige nicht zu verletzen, er hat sich im Gebete bereitet, so vertraut er der göttlichen Gnade; sie ist der treibende, die Richtung bestimmende Wind. Der sorgenentbundene Exeget hat bei seinen Resultaten das Bewusstsein einer gewissen Inspiration. Daher das Zuversichtliche, um nicht zu sagen Anspruchsvolle und Hochbewusste, mit welcher selbst solche Belege hingegeben werden, welche weniger das Beabsichtigte, als das gerade Gegentheil besagen. Im bessern Falle ist der Zusammenhang so los wie möglich. Wir bringen für das eine und das andere ein Beispiel bei. B. I, 19 zum Schluss ist davon die Rede, dass sich der Gerechte mit eigner und überdies auch noch mit fremder Sünde abquälen müsse „nam peccata proximorum fixoria sunt justorum.“ Diese an sich einleuchtende Wahrheit, obwohl keines Beweises bedürftig ist doch mit einer Schrift-

stelle oder mit einem biblischen Beispiele gestützt. „Hoc est irriguum, heisst es, quod Caleph Axae, filiae suae; dedit in dotem“. Dieser Vorgang steht Jos. 15. Caleb hatte seiner Tochter Achse dem Eroberer von Debir zum Weibe und dieser zur Mitgift ein Stück Land gegeben, das Mangel an Wasserquellen hatte. Darum bittet Achse den Vater, er möge ihr ein Land geben, wo Wasserquellen sprudeln und die Bitte erhörend, verwilligt Caleb die „Oberquellen“ und die „Niederquellen“ d. h. einen Landstrich, der mit höher und niedriger gelegenen Quellen versorgt war. Es war so über Bitten gegeben. Man sieht: Die Geschichte ist nur darum herbeigezogen, weil in ihr ein Verhältniss der Addition liegt, aber von gegentheiliger Art. Denn dort ist von einem plus des Bösen, hier von einem plus des Guten die Rede. Es ist Schade, meint auch Hurter II, 731, dass eine unglaubliche Kenntniss der h. Schrift oft mehr zur Unterstützung räthselhafter, hineingelegter Deutungen oder mit Uebergang des klaren Sinnes einzig nach dem Wortlaut angewendet, hier mit diesem gespielt und dann wieder derselbe bei Seite gesetzt wird, als stünde er mit dem ausgelegten Gedanken in gar keiner Verbindung. Ein anderes Beispiel von völlig verkehrter Anwendung der Schriftstellen Jerem. 3, 29. Ez. 18, 2 findet sich I, 4. Dort ist von der Erbsünde die Rede und wie der Einzelne von seinen Vätern mit der Sünde die Schuld und die Strafe überkömmt. Hier ist nun nicht zu sagen: „Die Väter haben Herlinge gegessen und den Söhnen sind die Zähne stumpf geworden.“ Denn in dieser sprichwörtlichen Redensart ist das Anstössige, das Auffallende eines Todesleidens ohne persönliche Verschuldung ausgesprochen. Es ist dies Wort im Volksmund ein Vorwurf, eine Anklage Gottes gewesen, wie wenn er der Gerechtigkeit vergessend, die Kinder ohne ihr Verschulden für die Sünden der Väter büssen lasse. Gott hatte gesagt, er werde die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern, die ihn hassen. Des Volkes

stumpfer Sinn verkehrte das dahin, als ob die Unschuldigen für die Schuldigen leiten müssten, als ob unter Trennung von Sünde und Strafe jene den Vätern, diese den Kindern zufiele. Dieser Wahnglaube ward aber gerade bei Jeremias und Ezechiel bekämpft, das völlig Unzutreffende und Unschickliche des gedachten Sprichworts ins Licht gesetzt. „So wahr ich lebe, ist der Spruch des Herrn Jehovahs: Nicht soll bei euch ferner vorkommen dies Sprichwort in Israel.“ Dies ist gewiss ein schlagendes Beispiel von der bei J. so häufigen Vernachlässigung des Wortsinnes und des Zusammenhanges und zugleich ein Beispiel von den Ungeheuerlichkeiten, die sich daraus ergeben. J. hat so ziemlich das Gegentheil von dem gesagt, was er sagen wollte. Der Apologete Gottes hat dem Chorus der Lästere-
 rer zugestimmt, der Vertheidiger ist zum Ankläger geworden. Das lag nicht in seiner Absicht und so müssen wir einfach sagen, er habe, wie das mehrfach bei ihm vorkommt, leeres Stroh gedroschen. Anderwärts freilich bietet seine Auslegungskunst, wenn nicht Wahres und Tiefes, doch Neues und Interessantes. Verhältnissmässig viel Wahrheit neben dem gleichem Maasse von Interesse bietet die ergreifende Schilderung der Todesqualen: II, 42. Sein Infernum hat eine Fülle und Anschaulichkeit gewonnen, wie sie nur der Dichterphantasie eines Dante, aber kaum dem Pinsel jenes furchtbaren, schaurig schaffenden Pierre da Cosimo erreichbar war. „Poenae autem, lesen wir III, 4, infernales secundum diversa peccata sunt diversae. Prima poena est ignis. Secunda frigoris. De his dixit Dominus: Ibi erit fletus et stridor dentium. (Matth. 13, 24) Fletus propter fumum ignis, stridor dentium propter frigus. Tertia erit foetor. De his tribus dicitur in psalmo: Ignis sulphur et spiritus procellarum pars calicis eorum. (Ps. 10, 7.) Quarta vermes indeficientes. Unde Esaias: Vermis eorum non morietur et ignis eorum non extinguetur. (Jes. 66, 24.) Quinta mallei percutientis. Unde dicit Salomon: Parata sunt damnationis judicia blasphematoribus et percutientes mallei

stultorum corporibus. (Prov. 19, 29.) Sexta tenebrae palpabiles exteriores et interiores. Unde Job: Terra miseriae et tenebrarum, ubi umbra mortis etc. (Job 10, 21. 22.) Et in psalmo: In aeterno non videbunt lumen. (Ps. 48, 20.) Septima confusio peccatorum. Tunc enim (ut legitur in Daniele) erunt libri aperti (7, 10) id est conscientiae hominum erunt omnibus manifestae. Octava horribilis visio daemonum, qui videbuntur in excussione scintillarum de igne ascendentium. Nonae igneae catenae, quibus impie singulis membris constringentur.“ Vieles hat ihm sein Zeitalter dargeboten. Denn auch in der Exegese ist J. keineswegs so selbständig, wie man anzunehmen geneigt sein könnte. Wie schön, wie überraschend ist z. B. was I, 26 von den Thränen Jesu am Grabe des Lazarus gesagt ist. „Lacrymatus est, forsitan non quia mortuus est, sed eo potius, quia mortuum ad vitae miserias revocavit.“ Die Stelle könnte uns die vortheilhaftesten Begriffe von seiner Auffassung der Dinge beibringen, wenn sie nicht verboten dem Rupert von Deutz entnommen wäre. (cfr. Loch, N. Test. z. d. St. Joh. 11, 33. 35. Rgsbg. 1866.) Es beweist übrigens dieses Beispiel dass sich jene Zeit bis auf einen gewissen Grad den Sinn für das Einfache, Natürliche gleichwohl bewahrt hatte, neben so manchem Auswuchs, der für tief und göttlich galt.

Ein viertes mittelalterliches Merkmal unsers Buches ist die ihm sichtlich anhaftende Einseitigkeit. Nach dieser Einseitigkeit erscheint J. als ein Kind seiner Zeit. In jener fernen Periode der Geschichte läuft noch Alles auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft in Unterschieden und Gegensätzen auseinander. Wir lassen den Gegensatz auf dem kirchlich-politischen Gebiete dahin und kommen auf das Gebiet der Theologie. Hier sehen wir sofort zwei Strömungen sich scheiden, die Scholastik und Mystik. Die eine sucht die Wahrheit auf dem Wege des logischen Denkens, die andere auf dem Wege der contemplativen Betrachtung, der unmittelbaren Anschauung. Eine

Ausgleichung der oft feindlich gesteigerten Gegensätze trat erst ein, als der Factor des Creatürlichen zur Geltung gebracht und so die Wandlung der Erkenntnissprincipien gegeben war. Der aprioristischen Bewegung folgte nun die Bewegung a posteriori. Es war Raymund von Sabunde, welcher lehrte, dass alle Erkenntniss von der Natur ausgehen müsse, Natur gefasst als Reflex des göttlichen Wesens, als emanente Selbstmanifestation Gottes im Gegensatz zur immanenten. Die hl. Schrift erscheint auf diesem Standpunkte als die in Worte gefasste Natur. Sein Leben fiel in den Ausgang des Mittelalters, auf der Grenzscheide zwischen M. A. und Renaissance. Die Vermittelung soviel ist gewiss, kann nicht das Wesen, sondern der Abschluss der mittelalterlichen Zeit heissen. Ueber der Grenze drüben, welch geistiges Leben, welche Rührigkeit! Wie rasch vollzieht sich die Vermittlung der äussersten Gegensätze, der Bund zwischen Aristoteles und Platon. So liegen denn auch im Einzelnen der christlichen Lehre zu J. Zeiten unvermittelte Richtungen vor. Zu diesen gehört in Bezug auf die Entstehung der Seele die Anschauung des Traducianismus und Creatianismus. Die Anhänger beider Systeme hielten an ihrer Anschauung fest, in Besorgniss, die persönliche Freiheit an eine absolut waltende entweder Natur- oder Geistermacht zu verlieren. Aber beide Theile mussten sich doch sagen, dass gerade unter Aehnlichkeiten sich die tiefsten Unterschiede und die schreiendsten Contraste bergen und mussten, statt in der Einseitigkeit zu verharren, lieber nach Ausgleichung ringen. Dies ist nicht geschehen. Die Theologen blieben getheilt und merkwürdiger Weise gerade die bedenklichere Lehre wurde beinahe zur Dignität des kirchlichen Dogma erhoben. Ich sage, die bedenklichere Lehre, denn gegen den Creatianismus war, wenn man den Entwicklungsprocess in der alten Kirche bis Augustin verfolgt, immer mehr einzuwenden. Es wurde zugerufen:

Den Traducianern:

animam non esse corpus.

Den Creatianern:

- 1) animam esse creaturam, non partem essentiae divinae;
- 2) trahere labem originalem;
- 3) nulla Dei culpa in peccatum esse collapsam;
- 4) non posse a peccato originali liberari, nisi per gratiam Christi et nullam esse animam in genere humano, cui non sit necesse ad liberationem Christus;
- 5) quae sine regeneratione exeunt, esse in poena.

In dieser Gegenüberstellung schatten sich wesentliche Unterschiede ab. Der Traducianismus hat etwas Starres, Lähmendes, Räthselhaftes, die Denker Anziehendes. Der Creatianismus hat viel mehr Leben, er hat ein dramatisches Element, etwas Geschichtsfähiges in sich und entspricht so dem romantischen buntentfalteten Sinn des Mittelalters. Nicht umsonst war eine Zeit lang der Traducianismus und Creatianismus das Parteizeichen des Papstthums und Lutheranismus. So trägt denn auch J. den ausgeprägtesten Creatianismus vor. Wie ein verglühendes, verblissendes Tageslicht liegt er über dem dunklen Bilde. Die betreffende Stelle kann wegen ihrer besondern Anschaulichkeit und Handgreiflichkeit als loc. class. gelten. Wir theilen sie hier in extenso mit: „Est, so sind die Worte, duplex conceptio, una seminum et altera naturarum. Prima fit in commissis, secunda fit in contractis. Parentes enim committunt in prima, proles contrahunt in secunda. Quis nesciat, concubitum etiam conjugalem nunquam omnino committi sine pruritu carnis, sine fervore luxuria, sine foe-

tore libidinis. Unde femina concepta foedantur, maculantur et vitiantur, ex quibus anima tandem infusa contrahit labem peccati, maculum culpae, sordem iniquitatis, sicut ex vase corrupto liquor infusus corrumpitur et pollutum contingens ex ipso contactu polluitur.“ Aber jetzt begegnen wir gleich einem Zug der Wahrhaftigkeit und Absichtslosigkeit unseres Schriftstellers. Denn wenn er den Menschen durch seine ganze Schrift hindurch für seinen Fall allein verantwortlich macht, wenn er ihm über alle Rücksichten hinweg das Todesurtheil spricht, so hat er seinen theoretischen Standpunkt aufgegeben. Er ist auf die andere Seite getreten: er wandelt in den Pfaden des Traducianismus. Die Einseitigkeit bleibt aber bei dem nur traumhaft geschehenen Wechsel der Systeme immerhin stehen. Der Mensch des Mittelalters ist der Mensch der Einseitigkeit. Eine Vermittelung der auseinanderstrebenden Richtungen gab es nicht. Erst der Protestantismus hat das Rechte in der Verbindung beider Lehrsysteme gefunden. Anfangs am Traducianismus festhaltend, kam ihm doch bald das Bewusstsein von der gleichen Berechtigung beider Systeme und so ward die Lehre dahin formulirt: „Der ganze Mensch zeugt den ganzen Menschen unter Aufnahme des dritten nothwendigen Momentes bei Calov: „profitemur et docemus, hominem generare hominem, idque non tantum quoad corpus, sed etiam animam juxta divinam illam benedictionem crescite etc. (Gen. I, 28). Vgl. Frank, Theol. d. Concordf. I, S. 85. Die katholische Kirche hält bekanntlich den Creatianismus fest, sei es, weil diese Ansicht jetzt wirklich für opportun gilt, sei es, weil sie überhaupt zu dem pelagianischen Lehrbegriff, wie er sich nach der Zeit des Tridentinums gestaltet hat, besser passt, und weil die kath. Kirche mehr wie sonst die protest. Fährte meiden und um jeden Preis mittelalterlich sein will, wenn auch einseitig.

Und doch trägt die heutige kath. Kirche nur den Cha-

rakter einer hinter den Anforderungen der Zeit zurückgebliebenen, ruinenhaft sich erhebenden Gemeinschaft, sie ist nur eine schwache Copie des Mittelalters, das seinerseits vielmehr das Wesen einer objectiven, tendenzlos wirkenden Macht voraus hat. Ein Ureigenes der mittelalterlichen Kirche ist und bleibt der auch aus unsrem Buch hervortretende eschatologische Zug. Bei J. liegt das zwar im Stoff und in der Behandlung des Stoffs. Der schreckliche Anfang eilt über schreckliche Entwickelungen hin mit rascher Strömung dem schrecklichen Ende zu. Mit der Sünde fühlt der Mensch allsogleich auch die Mark und Bein durchdringende, Leib und Geist aufreibende und zersetzende Todesmacht in sich und der Anfang des Lebens ist schon der Anfang des Sterbens. Der absoluten Sünde und Schuld entspricht das absolute intensive und extensive Strafgericht. „Nos nati, heisst es III, 2, continuo desinimus esse. Virtutis nullum signum valemus ostendere, sed in malignitate nostra consumpti sumus.“ Der Mensch, im Leben schon eine pestaushauchende, wandelnde Leiche vermag nur den Abscheu zu erregen. Braut und Bräutigam seh' ich da sich nicht in den Armen liegen, der süssen Liebe zu geniessen und nur Gerippe schau'n sich an. Wenn Leiden ohne Zahl ihr Zerstörungswerk vollbracht, hebt erst das Furchtbarste an. Der zeitliche führt zum ewigen Tod. Durchs Leben und den Tod hindurch gehts zum Gericht. Der Unglückliche wird zu seinem Richter geschleift, um jener endlosen Pein und der ewigen Verdammniß überliefert zu werden. Da ruft er nach dem Tod und er kommt nicht. Dies die Darlegung des J. Durchaus Alles ist bei ihm vom eschatologischen Gesichtspunkte aus angeschaut. Das Leben ist das Vorgefühl, der Tod der Vollzug des Gerichtes. Das alles liegt zwar im Stoff. Allein die Wahl des Stoffs und dessen Ausführung ist doch durch den Geist der Zeit bedingt. Das eschatologische Moment ist das Beherrschende, Durch-

schlagende im Mittelalter. Der Endgedanke erfüllt die Literatur, erscheint in der Kunst und Poesie, dominirt namentlich im Schauspiel, er ist dem ganzen Leben und Treiben der Zeit aufgeprägt. Voran die Natur in ihrer ruhigen Grossartigkeit, wie in ihrer mächtigen Erregtheit ist eine Sprache, die sich der Mensch im Sinne der Ewigkeit deutet. Der Ernst der Ewigkeit erfüllt ihre Seele, wenn die Mönche der waldumkränzten Abtei im Chore still vereinzelt steh'n, wenn sie dem Rauschen der Baumwipfel, dem dumpfen Rollen des Donners, den blendenden Blitzen, wenn sie den an den Laubgehängen niederrieselnden und an die Bogenfenster anschlagenden Regentropfen und dem fliegenden Gewölke nachsinnen. Ja, wenn wir den Dichtern trauen, diesen Geweihten und Dollmetschern des Kosmos, hätte die Natur an sich, hätte Hain und Flur, hätte der über Waldes- und Bergesspitzen, über Thürme und Zinnen hingelagerte Wolkenschäum ein zum allgemeinen Weltgefühl stimmendes, höchst charakteristisches Gepräge sehen lassen. Selbst die persönliche Anmuth macht den Menschen der Welt entsagen. Die himmlische Schönheit, die übermenschliche Grazie seiner Beatrice leitet den Geist eines Dante zum Ewigen hin. Ueberhaupt die eigensten, persönlichen Erfahrungen, auch alle leiblich-zeitlichen Gefühle und Empfindungen geben einen Vorschmack von Himmlseligkeit und Höllenpein und die Veranlassung, um die speziellsten Züge in das Bild von den jenseitigen Zuständen einzutragen. Von der Art ist, was J. über die Qualität der Höllenstrafen im Gegensatz zur Quantität I. III, c. 8 aussagt. Unter Berufung auf sein eigenes Erlebniss heisst es da: „Ordo quidem erit in quantitate poenarum, quoniam in qua mensura mensi fuerint, remetietur eis, ut qui gravius peccaverunt, gravius puniantur. . . Sed ordo non est in qualitate rerum, quia de aquis nivium transibunt ad calorem nimium, ut subita contrariorum mutatio graviolem inferet cruciatum. Experimento cognovi, quod

adustus, si frigidum statim adhibeat, ardentior sentiet cruciatum.“ Neben einem Reichthum an grossartigen Scenen und Zügen haben uns die Geschichtsschreiber eine Fülle kleiner Bildchen zum Beweis auch dafür überliefert, wie die Innigkeit und Sinnigkeit der Zeit selbst der Thierwelt aufrägt, was sie selber bewegt. Als z. B. auf Befehl des Bischof Heidenreich das von den heidnischen Preussen zerstörte Kloster Culmsee wieder erbaut werden sollte, bemerkten der Abt und einige Ritter, welche den Bau besichtigten, einen zahmen Raben, welcher einem Mönche, Namens Stettin, gehörte und so ganz traurig da sass; da sagte der Abt zu ihm: „Rabe, an was denkst du?“ und dieser antwortete lateinisch: „An die Ewigkeit und an deinen Tod.“ Die Schriftsteller von damals, und in erster Reihe J. seh'n den Menschen nicht darauf an, was er Leben ist, sondern was er im Tode wird. Die menschliche Erdengrösse wird nach ihrem Falle bemessen. „Verum est illud poëticum: In se magna ruunt, summisque negatum stare diu, tolluntur in altum, ut lapsu graviore ruant. Verius autem istud propheticum: Vidi impium superexaltatum et elevatum sicut cedros Libani; transivi et ecce non erat, qui eum cognosceret, quaesivi eum et non est inventus locus ejus; antequam dies ejus impleantur, peribit, laedetur quasi vinea in primo flore botrus ejus et sicut oliva projiciens florem.“ II, 29. Und II, 41: „Omnes declinaverunt, simul inutiles facti sunt, non est, qui faciat bonum, non est usque ad unum. Tota pene vita mortalium mortalibus est plena peccatis, et vix valeat inveniri, qui non declinet ad sinistram, qui non revertatur ad vomitum, qui non computrescat in stercore.“ So rufen, die Schriftsteller dem Menschen ein gemeinsames memento mori zu. Der Totenkopf wird nun gleichsam das Attribut der edlen Geister. Jenes dies irae ist die Entfaltung des Zeitbewusstseins, seine Töne rollen wie Donner Gottes mit erschütternder Gewalt einher. Selbst die heitere Muse nimmt

zuweilen den Trauerflor, ihren Lilien- und Rosenkränzen ist die dunkle Passionsblume eingeflochten. Der Minnesänger wird zum Bussprediger und Propheten. „Wir mues-ten all verloren sin, wer uns sin marter nit kommen ze troste“ singt v. Ringgenberg und Walter v. d. Vog.: „Da liess er sich hie verkoufen, das wir eigen wurden fri; anders wern wir verlorn. Wol dir sper, criuze und dorn, we dir, ze den ist die zorn u. s. f. Endlich: bei Zweter: „reue und bihte er von dir gert; wirt er der beiden volleklichen niht gewehrt, din helle pin ist iemer unverendet.“ (Hurter IV, 465 ff.) Und wo Menschen schweigen, da reden die Steine. „Die Architekten sind Melancholiker“, sagt der grosse Philosoph Cardanus. Was das Zeitalter bewegt, stellt sich im Volksleben gegensätzlich da. Die einen suchen hinter düstern Klostermauern, an die sich oft genug die schaurigsten Sagen knüpfen, in Selbstpeinigung und in der Uebung guter Werke ihr Heil. Andere dagegen ergeben sich einem wilden, wüsten Leben, wie die Schrift des J. d. e. m. auf so vielen Blättern bezeugt. Der Bauch ist ihr Gott. „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!“ Dies wird die häufigere Erscheinung sein. Der Mensch gravitirt zum Laster. Die Ungebundenheit der Geister ist das verzweifelte Gegenbild zur Gebundenheit und Gesetzmässigkeit der Natur. Vgl. II, 24. Forschen wir dem eschatologischen Zug der Zeit gegenüber nach dem Grunde, so ist man von einer Seite her gleich fertig. Die Disposition war gegeben, die Menschheit im Kindesalter, die Phantasie erregt, für Schreckhaftes empfänglich; die Hierarchie nützte das aus, sie hatte so ein leichtes Spiel. In diesem Sinne lässt sich Gförer aus in seiner Sturmperiode. „Zu den Zeiten Constantins wäre eine grosse Veränderung eingetreten. Die Kirche wurde jetzt aus einer unterdrückten die herrschende und die Christen, wenigstens der active Theil derselben, die Priesterschaft, machte sofort eine Erfahrung, die sie seither noch nicht gemacht, nemlich, dass man auch

mit der Gegenwart zufrieden sein könne. Im ruhigen Genusse, angesehen und in steigender Macht sassen sie auf ihren Stühlen. Von nun an wurde die Zukunft des Herrn zwar noch immer als nahe bevorstehend erwartet, aber nicht mehr mit heisser Sehnsucht, sondern mit bangem Zagen. Die erste Laufbahn des Christenthums war vollendet. Der Hauptgrund dieser Veränderung liegt offenbar in dem Umschwung der äussern Verhältnisse, in dem Abstand zwischen jetzt und ehemals, zwischen der *ecclesia oppressa* und *dominans*. Je mehr die Kirche Einfluss auf die Weltangelegenheiten gewann, um so fühlbarer nahm jene Furcht vor dem Jenseits durch neu ausgedachte Gebilde verstärkt zu und die Hoffnung ab. Dieser Schrecken vor dem Fegfeuer und der Hölle und die damit unzertrennliche Verehrung für den sichtbaren Stellvertreter Gottes auf Erden, der das geheimnissvolle Reich des Kommenden hienieden verwaltete, hat dem Papstthum den Triumph über die kaiserliche Macht verschafft und den Vatikan gegründet.“ So in der krit. Gesch. des Urchrist. I, S. CII—III. Auf diesem Standpunkte hätten wir das B. de c. m. auch nur als eine Art Popanz anzusehn, das keinen andern Zweck hätte, als den Kindern Angst zu machen. Glücklicher Weise hat Gf. widerrufen, wir können sagen, für seine Voreiligkeit sich selbst beehrteigt. Dass die Verläumdung der menschlichen Natur so eigen ist! Es lag doch nahe genug, auch die andern Faktoren ins Auge zu fassen. Die allgemeine Unsicherheit, das tägliche Blutvergiessen (cf. In. I, 29) die ganze Länder verödende furchtbare Todesernte musste von selbst auf die letzten Dinge hinleiten, den ganzen Menschen in fieberhafter Spannung erhalten, das Auge verdüstern und die Stirne umwölken. Das Gefühl des allgemeinen Elends, der Menschennichtigkeit, war nichts Aufgeredetes, der Zeitgeist nicht künstlich erregt. Nicht der Mensch macht die Zeiten, sondern, der der Herr der Zeiten ist. Unsere Sache ist nicht das Ausdenken, sondern das Nachdenken. Da finden wir nun,

dass das Völkerleben in ähnlicher Weise wie das individuelle Christenleben verläuft. Es gibt Zeiten, wo das Gesetz, wo der Fluch vorherrscht und Finsternisse sich umherlagern. Es gibt aber auch Zeiten, wo die göttliche Gnade im ungetrübten Glanze strahlt. Dort Furcht, hier Hoffnung. Das erstere Gefühl herrscht im Mittelalter und heute das letztere nach dem Erziehungsplane Gottes vor. Zwischen beide Perioden in Mitte tritt die Renaissance und die Reformation. Die erstere hat nach den Gesetzen der geistigen Bewegung fürs nächste die Furcht als unberechtigt abgewiesen, ohne die Hoffnung anzuerkennen. Die Reformation hat an die Stelle der Furcht die Hoffnung gesetzt und so der berechtigten heitern Lebensanschauung, (den *inmaginibus laetioribus* nach Wegscheider) Platz gemacht, wie sie sich auf des Apostels Wort gründet: „Gott, sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch Jesum Christum.“ Die Renaissance verliert sich in heidnische Begriffe vom Tod als Nichtsein. Sie spielt mit ihm und spottet, wenn sie ihn dem Pfaffen zum Sacristan gibt. Das Leben ist ihr ein Traum. Das früh hingegenommene Kind war einmal da und man ruft ihm nach, was man allenfalls auf muhamedanische Gräber schreibt:

Zur Welt kam eine süsse Nachtigall:
Sie flog auf Haine, Berg und Wasserfall,
Durchstrich mit Lust den weiten Weltpalast,
Entflog als Schmetterling dann ohne Last.

Ganz anders Luther. Den Geist beider Zeiten auf der Gränzscheide verbindend, hat er seinem Kinde einen wahrhaft christlichen Nachruf geweiht:

*Dormio cum sanctis hic Magdalena Lutheri
Filla et hoc strato tecta quiesco meo.
Filla mortis eram, peccati semine nata,
Sanguine sed vivo, Christe redemta tuo.*

Mit Luther ist die mittelalterliche Anschauung abgeschlossen. Das Vorwalten des eschatologischen Elements über-

wunden. Im Lichte der evangelischen Hoffnung erhält auch das Leben seinen rechten Werth. Je weitverzweigter sich das Leben aufthut, um so ungetrübter gewinnt der Mensch das frohe Vertrauen zum Diesseits und gibt den trüben Gedanken auf, als wenn jedes menschlich-weltliche Bestreben eitel und nichtig wäre. Der Glaube verlangt das nicht mehr, was aus ihm selber aufgebaut ist; dem ritterlichen und fürstlichen Ansehen, dem Fleiss der Gewerke, dem Handelsverkehr und Stadttregiment wird in steigendem Maaße Gewicht und Lebenswerth zuerkannt. Der Aufblick zum Himmel dient mehr und mehr nur zur Läuterung für thätige Umschau in Haus und Hof, für Sorge um Reichthum, für Streben nach Macht, nach Freiheit und weltlicher Selbständigkeit.

Soll ich als eine mittelalterliche Besonderheit hier noch jene Unbedenklichkeit hervorheben, mit welcher das Eckel- und Grauenhafte, das ganze Gebiet der niedern somatischen Funktionen und Erscheinungen, und namentlich soviel Sexuelles zur Sprache kommt? Dergleichen ist erklärlich, ja erforderlich in einer Zeit, die sich mit dem Menschen zu schaffen macht, in der Absicht, ihn zur Erkenntniss seiner selber zu führen. Stellen wir uns das M. A. als einen Tempel vor, so trüge der Tempel die Inschrift: „*Γνωθι σεαυτον*“. Weniger erfinderisch als das Alterthum studirte jene Zeit nur den Menschen. In dieser Pflege der Selbsterkenntniss besteht das Originelle des Mittelalters. Sie hat ein überaus feines Verständniss von dem Wesen des Christenthums, von seinem Ausgangs- und Zielpunkt zur Voraussetzung und ruht auf dem Worte des Herrn, nach welchen nicht die Gesunden, nur die Kranken des Arztes bedürfen. So war die Theologie selbst Studium des Menschen. Dies Studium musste zunächst von der leiblichen Seite ausgehen. In dieser Hinsicht ist bei J. nichts vergessen, was den Menschen demüthigen, seine wahre Stellung bezeichnen kann. Der Unpädagogische würde

gar Vieles nicht, oder nicht so gesagt haben und es ist ganz wahr, was Dreyden bemerkt, dass die Schlechten immer artiger erscheinen, als die Guten. Der Gegensatz des Menschen zu der ihm umgebenden Natur musste natürlich grell genug sein in dem paradiesischen Lande, „wo die Citronen blühen, im dunklen Laub die Goldorangen glühen.“ „Herbas, ruft J. aus I, 9 — et arbores investiga. Illae de se producunt flores et frondes et fructus et heu tu de te lendes et pediculas et lumbricos.“ „Fiet“ so bezeichnet er das Loos des Menschen, - I, 1. „fiet esca vermis, qui semper rodit et comedit immortalis, massa putredinis, quae semper foetet et sordet horribilis.“ Die Herrlichkeit des Menschen besteht also nach ihm nur darin, dass er scheussliches Ungeziefer aus sich erzeugt und diesem Ungeziefer zuletzt zur Speise wird. In Nothlagen zumal wird diese Aussage heute noch als grauenhafte Wahrheit bestätigt. Es sei hier nur an jene Schiffbrüchigen erinnert, deren trauriges Loos das Antwerpener Blatt L'Avenir vom 30. Okt. 1859 (Paulig; Bilder aus dem Missionsleben. Leipz. 1863. I S. 34 ff.) mit ergreifenden Worten schildert. Im Tagebuch vom 1. August 1858 heisst es u. A.: Die Schaluppen sind voll Wasser. Die ganze Mannschaft ist krank. Und nun kommt noch ein neues schreckliches Leiden zu den bisherigen. Das Sprichwort sagt: „Armuth macht Läuse.“ Unsere armen Matrosen haben im hohen Grade die Richtigkeit dieses Sprichworts an sich erfahren. In dem Maasse, als die Entbehrungen wuchsen, wurden sie allesammt von diesem scheusslichen Ungeziefer heimgesucht, das dem Menschen den lebendigen Beweis seiner Verworfenheit gibt. Man braucht nur mit der Hand durch die Haare zu streichen, um sie von tausend eckelhaften Insekten bedeckt zu sehen. Täglich reinigen sich die Leute Kopf und Bart. Kein Rasirmesser, keine Scheere im Bote; von Zeit zu Zeit werden die Barthaare mit einem glimmenden Holze abgebrannt, um dieser furchtbaren Plage zu entgehen, aber das Ungeziefer erscheint stets in unglaublicher Menge wie-

der.“ Der Stoffwechsel, der Ernährungs- und Begattungsprocess ist es, der den Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung erscheinen lässt. Daher ein häufiges Zurückkommen gerade auf diese Verhältnisse. Nach der Pflanzenwelt, nach den Bäumen, Blumen und Sträuchern hinweisend erinnert uns J. „illae de se fundunt oleum, vinum et balsamum et tu de te sputum, urinam et stercus.“ Obgleich es nicht vergessen sein sollte, wird doch wohl heutzutage nicht leicht ein Schriftsteller das sagen, was II, 18 steht: „Gula carum tributum exigit, sed vilissimum reddit; quia quanto sunt delicatiora cibaria, tanto foeditiora sunt sterora. Turpius egerit, qui turpiter ingerit, superius et inferius horribilem flatum exprimens et abominabilem sonum emittens.“ In der andern Beziehung betont J. immer wieder den Satz; dass der Mensch empfangen sei in pruritu carnis, in fervore libidinis, in foetore luxuriae quodque deterius est in labe peccati.“ Wie rückhalts- und rücksichtslos das immer lautet, man wird es an sich als wahr und dem Zweck, für welchen J. schreibt, ganz angemessen halten müssen. „Der Leben setzende Geschlechtsact, sagt selbst ein neuerer Schriftsteller, ist und bleibt, wie man ihn auch als normale Natur entschuldigen und durch berechnete, höhere Gesichtspunkte idealisiren möge, ein Leib und Seel verunreinigender: er setzt immer nicht ohne Sünde ein schon mit seinem Entstehen sündiges Wesen, das, weil in Sünde empfangen, die Strebung zum Tode hat (Delitzsch, Syst. der Apol. S. 131). Was ferner vom Menstruationsblut als der ersten Nahrung des foetus I, 5 und von seiner verunreinigenden Eigenschaft mit den Worten des Plinius vorkommt, ist nach der Tendenz des Schreibenden vollberechtigt und auch sonst keineswegs ein Unsinn. Das Ausbleiben der Menstruation wird heutzutage noch von den Sachverständigen daraus erklärt, dass der Blutzufuss zu den Genitalien auf Ernährung des Eies verwendet wird. (Wundt, Physiologie d. Menschen. Erl. 1865. S. 640.) Und

was die Schädlichkeit des Menstrualblutes betrifft, so ist sie von jeher angenommen. Das Römische und Germanische Alterthum kommen darin überein. Nach jüdischen Gesetzen (b. J. I, 5. fn.) durfte sich einem menstruirenden Weibe Niemand nahen. Aber auch selbst nach christlich-kirchlichen Gesetzen: Die Stat. syn Herb. 1298 verbieten: „nequis accedit ad praegnantem vicinam partui vel quae est in fluxu menstrui.“ Wenn schon die Annahme von der schädlich infizirenden Eigenschaft des Menstrualblutes im Allgemeinen keine Basis hat, so lässt sich indess keineswegs in Abrede stellen, dass dieses unter gewissen Fällen und namentlich in heissen Gegenden eine gewisse Schärfe erhalten könne, so wie es in vielen Fällen als begründet erachtet werden muss, dass überhaupt da wo der Chemismus bei organischen Ausscheidungen schnell auftritt und die Secretionen in Folge gewisser Umstände sich qualitativ anders, als gewöhnlich verhalten müssen, eine gewisse schädliche Eigenschaft wirklich statthaben könne. Es ist ein Vorzug jener Zeit, dass man sich über Derartiges unverschleiert aussprechen konnte, während der unendliche Humor, den diese Dinge heute hervorrufen, nur die Roheit, die Gedanken- und Gesinnungslosigkeit, den Mangel an Ernst und Bildungsfähigkeit, mit einem Worte, den Unglauben der grossen Masse documentiren. In diesen Kreisen würde es nur mit einem absprechenden Lächeln vernommen werden, würde von den Geburtsschmerzen des Weibes anders, denn von einer einfachen Naturnothwendigkeit geredet. Und doch lassen sich diese Geburtsschmerzen, auf die J. I, 7 zu sprechen kommt, keineswegs natürlich erklären; sie sind die stete Erinnerung an den Fall des Menschen, der reale Vollzug jenes Fluchwortes Gen. III, 26 und also der Beweis für die Wahrheit der Bibel. An sich müsste nach physikalischen Gesetzen die Geburt, als das wichtigste Ereigniss in der Schöpfung, als die normalste Function des menschlichen Leibes ohne Schmerzen vor

sich gehen, wenn Schmerzen gleichwohl vorkommen, müssen sie in einer ausser und über den Naturverlauf liegenden Causalität ihre Erklärung finden. Daher hat die gläubige Medizin ihre Ansicht dahin formulirt, der Herr habe die Schmerzen durch sein Wort den Functionen der Schwangerschaft und Geburt als sie begleitende normale, aber nicht ihnen liegende pathologische Symptome auf-erlegt. Gehen wir im apologetischen und exegetischen Interesse hier auf die Auslassungen rationeller Aerzte zur Erklärung der von uns berührten Erscheinungen etwas näher ein. Nach Carus, Kiwisch, Scanzoni etc. soll der Schmerz bei der Geburt auf folgende Weise entstehen: 1) durch die Contraction der Muskelfasern in dem Körper der Gebärmutter mit der gleichmässigen Zerrung der Nerven in dem Mutterhalse durch die Ausdehnung des Muttermundes, wodurch die in der Substanz der Gebärmutter liegenden Nerven gedrückt und gequetscht und die im Halse liegenden gezerrt würden; 2) durch den Druck der Substanz der Gebärmutter auf das Kind, als einen in ihr liegenden harten Gegenstand; 3) durch den Druck und die Quetschung der Theile, die im knöchernen Becken liegen, beim Durchgang des Kindes durch dasselbe.

Man kann zugeben, dass die Zusammenziehung der Gebärmutter auf einen Reiz erfolgt, den die in ihrer Substanz liegenden Nerven auf die Muskelfasern ausüben und sie zur Contraction des Körpers und zur Erweiterung des Muttermundes veranlassen. Durch diese Zusammenziehung nehmen die Muskelfasern einen geringeren Raum ein und werden mit den in ihnen liegenden Nerven verkürzt und dadurch wirklich zusammengedrängt und gepresst. Aber weder die Muskeln noch die Nerven können gezerrt und gequetscht werden und dadurch den Schmerz erregen. Denn bei einer Quetschung würden beide nicht funktionieren können, sondern in ihren Verrichtungen gestört werden. Jede Bewegung des menschlichen Körpers erfolgt

auf einen durch die Nerven auf die Muskelfasern ausgeübten Reiz, worauf die Muskeln sich abwechselnd zusammenziehen und ausdehnen, und sammt den in ihnen liegenden Nerven verkürzt und verlängert werden, aber irgend ein Schmerz entsteht dadurch nicht; durch Schmerz würde, sogleich die Bewegung gestört und gehemmt, denn alle Nerven, wenn sie gequetscht oder gezerzt werden, so dass sie dadurch Schmerz erzeugen, büssen ihre Funktion mehr oder minder ein und können nicht kräftig auf die Contraction der Muskeln einwirken. Bei der Geburt aber, wo ebenfalls die Nerven der Gebärmutter ihre Zusammenziehung im Körper und die Ausdehnung im Halse veranlassen, sollen sie sich gegen alle physiologischen Gesetze zerrn und drücken, sie sich also selbst in ihren eigenen Verrichtungen stören: ist das nicht schon der grösste Widerspruch? Sie sollen aber nicht nur trotz dieser Verletzung fortfahren zu funktioniren, sondern sie sollen überdem noch in ihrer Wirkung sich immer thätiger und kräftiger zeigen? Denn um das Kind zur Welt zu befördern, bedarf es am Ende der Geburt einer Kraftentwicklung, wie sie in gleicher Art bei andern Gelegenheiten kaum von Menschen an den Tag gelegt wird. Mit Vermehrung der Quetschung soll also gleichmässig die Kraft gesteigert werden. Während alle übrigen Nerven bei einer solchen präsumirten Verletzung geschwächt und endlich gelähmt werden und ihre Wirkung erlischt, soll bei der Geburt das Gegentheil stattfinden? Kein nachdenkender Physiolog wird das für möglich halten. Was die zweite Ursache betrifft, wodurch nach der Meinung der Geburtshelfer die Wehen entstehen sollen, so beruht diese Theorie auf keiner bessern Basis. Wer kann denn den Kindeskörper im Ernste einen harten Theil nennen und woher entstehen denn Schmerzen, wenn das Wasser noch nicht abgeflossen ist und dieses das Kind umgibt; oder wenn die Gebärmutter gar keine menschliche Frucht enthält, sondern nur

eine Mole, die aus einem Convolute von weichen Blasen besteht, oder wenn das Kind geboren und nur noch die Nachgeburt herauszubefördern ist? Und in diesen letzten Zuständen sind oft die Wehen so schmerzhaft, als bei der Geburt des Kindes. Wenn als dritte Ursache der Geburtsschmerzen der Druck hervorgehoben wird, den das Kind beim Hindurchdrängen durch das knöcherne Becken auf die in ihm liegenden weichen Theile ausüben soll, so ist nicht zu läugnen, dass hier oft die Gewalt, welche angewandt werden muss, um den Körper des Kindes durch die enge Oeffnung des Beckens zu treiben, so bedeutend ist, dass man glauben sollte, dieser Vorgang könne ohne Quetschung dieser Theile und ohne dadurch hervorgerufene Schmerzen nicht vor sich gehen. Es mag auch oftmals wirklich gegründet sein, dass in unsern cultivirten Zuständen von Verweichlichung und Verbildung, wo die Verhältnisse der Kreissenden von denen der Naturmenschen abweichen, man einen Theil der grossen Schmerzen diesem Umstande zuschreiben kann. Aber grosses Gewicht kann man auch auf diese hervorgehobene Ursache nicht legen. Die Wehen, die schon vorhanden sind, ehe das Kind zum Durchtreiben gelangt, finden darin ihre Erklärung nicht. Die Schmerzen sind überhaupt mehr im Kreuz als in den Theilen des knöchernen Beckens. Dann lässt sich ferner gegen eine solche Annahme Folgendes erinnern: Wenn man in irgend einem Theile des menschlichen Körpers durch Druck und Quetschung Schmerzen von gleicher Intensität wie die Wehen hervorbringen will, so muss dieser Druck ein sehr gewaltsamer sein, die alsdann jedesmal die Folge hinterlässt, dass die gequetschten Theile sich entzünden, anschwellen, heiss werden und noch lange nachher schmerzen. Nach einer regelmässigen Geburt hören die Schmerzen aber sogleich auf und Anschwellung und Entzündung der Geschlechtstheile darf nicht stattfinden. Die Schmerzen bei der Geburt sind ganz anderer Art, als die

durch Druck erzeugten. Wir übergeben eine Reihe von andern Instanzen und fassen aus dem Gegebenen das Resultat dahin zusammen, dass der Schmerz bei der Schwangerschaft und Geburt nach den bis jetzt aufgefundenen Naturgesetzen weder auf dem Wege der Physiologie noch dem der Pathologie erklärt werden kann, dass wir diese die normale Funktion begleitende Abnormität als ein besonders in ihr liegendes Accedenz zu betrachten haben und als ein Räthsel, dessen Auflösung nicht anders zu finden ist, als allein in den Worten des Schöpfers, mit welcher er der Eva die Strafe für ihren Abfall verkündete: „In dolore paries“ Gen. III, 16, 20 cfr. J. d. c. m. I, 7. Im Uebrigen sei auf die interessante Schrift verwiesen: Hasse, die Schwangerschaft und Geburt des Weibes. Bielefeld 1863.

Wer durch die verschiedenen Stadien und Erscheinungen des menschlichen Elends ihm nicht folgen wollte, wird doch ergriffen sein, wenn er sich von J. sagen lässt, was der stolze, üppige, ausgelassene, was der zermarterte und ausgemergelte Mensch einst wird — ein stinkender, fauler Klumpen und zuletzt ein wenig Koth und Staub. „Quid ergo lutum superbis? de quo pulvis extolleris? unde cinis gloriaris?“ (I, 2). Das ist das Loos des Herrlichen auf Erden. „Der grosse Cäsar, todt und Lehm geworden, verklebt ein Loch wohl vor dem rauhen Norden. O dass die Erde, der die Welt gebebt, vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!“ Selbst der Leichtsinige muss ein Grauen empfinden, wenn ihm J. eine Leiche vor Augen stellt mit dem Bedeuten: „Auch Du wirst eine solche Leiche werden.“ Es war eine besondere Grausamkeit, wenn in jenen Verfolgungszeiten die Christen lebend mit Todten zusammengebunden wurden. Die Leiche ist die Summe alles Schrecklichen. Da kann man mit J. fragen und sagen: „Quid foeditius humano cadavere? quid horribilius homine mortuo? Cui gratissimus erat amplexus in vita, molestus etiam erit aspectus in morte.“ Welche Wandlung,

wenn die Liebe, der deine Umarmung Himmelseligkeit gewesen, auch deinen Anblick nicht ertragen kann? Da musst du dir gewissermassen selbst ein Grauen werden. Und darauf ists abgesehen. Und darum bist du an des Lebens Grenzen und darüber hinausgeführt. Es ist dem Menschen einmal gesetzt zu sterben und dann das Gericht. So führt er dich ins Land der Schrecken, wo's heisst: „Lass alle Hoffnung fahren!“ Das muss der Sünder schauen. „Er fiel so tief, dass nur das eine Mittel zu seinem Heile blieb von allen andern, die Schaaren der Verdammten ihm zu zeigen!“ Aus der Hölle gibt es keine Erlösung. Wie das gemeint, hat J. auf allen Blättern seiner Schriften gelehrt, er hat gelehrt, wie das Fleisch kein nütze und alle Hoffnung nur auf Gott sich gründet.

So steht er da, Innocenz, vom evangelischen Lichte, vom Lichte des wahren Protestantismus angestrahlt.

Ferne sei es, ihm darum die Bedeutung und Stellung eines Reformators vor der Reformation vindiziren zu wollen. Denn allerdings, er war es, der dem mittelalterlichen Kirchenthum und dem von Gregor VII. vertretenen politischen System die Krone der Vollendung aufsetzte. Indess vermögen wir ihn denn doch nicht, eine hässliche Carikatur zeichnend, als abgefeymten Jesuiten darzustellen, der kaltblütig in schamloser Berechnung eigennütziger Pläne mit Gut und Blut, mit Leib und Leben vieler Menschen ein freches Spiel getrieben.

Er hat allerdings Lehren und Institutionen geschaffen und gefestigt, die für uns jetzt todt und leere Formen sind, doch einst für die geistige Entwicklung der Menschheit bedeutsam, ja nothwendig waren und so reiht er sich würdig seinen Vorgängern an, die eine unpartheiische Betrachtung nicht Verderber, sondern Wohlthäter der Menschen heissen muss. Der Gedankenlosigkeit oberflächlicher Schriftstellerei sei die geistvolle Darlegung eines Dorner

in seiner Gesch. der protest. Theol. München 1867 S. 15 ff. entgegen gehalten. „Die kath. Kirche des Mittelalters, lesen wir da, und auch das Papstthum hat der Menschheit seiner Zeit grosse Dienste geleistet. Es hat die wilde Kraft der Völker, die jetzt die Träger der Weltgeschichte sind, in Schule und Zucht genommen und dadurch für die neuere europäische Menschheit einen Grund gelegt, wie die orientalische Kirche es nicht von sich rühmen kann. Es hat ihre Jugend geleitet, und ihnen die Anfänge der Bildung vermittelt, ja auch wesentlich zur Bildung mittelalterlicher Staaten beigetragen. Denn es hat durch das ausgebildete Kirchenrecht und Kirchengesetz die Völker an gesetzliche Ordnung gewöhnt, ihren Ordnungen und Obrigkeiten göttliche Weihe gegeben und statt des fahrenden Kriegshandwerks sie an Sesshaftigkeit und an die Werke des Friedens gewöhnt; es hat diese unverdorbenen, aber rohen Völker dazu gebracht, etwas Höheres als Kraft und Gewalt, ausser Herrschaft und Ehre, anzuerkennen; es hat ihren kriegerischen Ehrgeiz zur ritterlichen Tugend verklärt und sie vermocht, den stolzen Nacken vor Mächten zu beugen, die mehr sind als Stärke von Ross und Mann. Auch darin liegt etwas Grosses, dass es, indem es die Huldigung des frommen und muthigen Sinnes dieser Völker für die Kirche in Anspruch nahm, ihnen die Idee des Universalismus, der in Christus einigen Menschheit, der Zugehörigkeit Aller zu einem Ganzen einimpfte, ihren ungebändigten, natürlichen und partikularistischen Eigenwillen brach, indem es ein allumfassendes geistliches Reich der Trennung der Stämme und der Feindschaft der Völker entgegenstellte.“ Hier sind die festen Ziele, die nothwendigen Aufgaben angegeben, denen J. mit aller Kraft, mit voller Hingebung seiner Seele in reinem Bewusstsein entgegenrang, durch nichts anderes bestimmt, als seiner Zeit Gentüge zu leisten. Und das ist etwas ganz Anderes, als das Streben kath. und protest. Jesuiten in verlassene Bah-

nen einzulenken, unter Nichtachtung der geistigen Errungenschaften von Jahrhunderten die Menschen wider Recht und Bedürfniss auf überwundene Standpunkte gewaltsam zurückzudrängen. Die wahre und die falsche Münze sind hier leicht zu erkennen. Der Unterschied liegt in dem freieren Verfahren. Das mild Entschränkende bei J. sticht gegen das schroff Umschränkende der Jesuiten nur zu grell ab. Der evangelische Zug bei J. ist unverkennbar und zeigt sich vor Allem in dem Bestreben, die kirchlichen Institutionen und Dogmen dem Bewusstsein und Leben der Gläubigen durch Aufzeichnung ihrer praktischen Seite zu vermitteln. Es darf hier nur an die Auslegung der Messe erinnert werden. Und sein Buch *de cont. m.* hat durchaus eine christlich - sittliche Tendenz. Es ist ganz richtig bemerkt und zugleich ein evangelischer Zug dokumentirt, wenn der Biograph des J. III, 14 behauptet: das vorzüglich unterscheide J. vor dem blos spekulativen Theologen, dass er immer den Einfluss der Lehren und der kirchl. Anordnungen auf das Leben hervorhebe. „Wir beten Gott, sagte er einmal, vor dem Bilde, nicht das Bild von Gott an und der Kirchenrath von Trident hat in diese Fährte einlenkend, bestimmt, *ut per imagines, quas osculemur et coram quibus caput aperimus, Christum adoremur.* (Sess. XXV.) Nur wer sich den Banden der Sünde entzieht, steht anderswo, erwähle ein dem Herrn wohlgefälliges Fasten. „*Jejunium non perfecta virtus, sed ceterarum virtutum fundamentum est.*“ „Ohne Busse nützen weder Taufe noch gute Werke, ohne sie wird der Mensch nicht selig und vergösse er selbst sein Blut für den Glauben.“ Die durch ihn bewirkte Einschränkung des Ablasswesens erfloss seiner ächtevangelischen Auffassung von dem einen Nothwendigen.

J. war ein entschieden pastoraler Charakter. Indem er die Subtilitäten der Scholastik wie Bonaventura mit der

Innigkeit seines Gefühls erquickt, zeigt er uns, wie das liebende Herz damals die einzige Vermittelung der die Zeit bewegenden, gewaltigen Gegensätze gewesen. Es ist ausser allem Zweifel: J. war eine milde Grösse. Die Armen, die Sklaven sind der Gegenstand seines reinen und tiefen Erbarmens und in der Geschichte der Armenpflege wird sein Name unvergessen sein. Mit ergreifenden Worten schildert er den Jammer des socialen Lebens. „*Pauperes premuntur inedia, cruciantur aerumna, fame, siti, frigore, nuditate vilescunt, tabescunt, spernuntur et confunduntur et si non petit, egestate consumitur, sed ut mendicet, necessitate compellitur.*“ I, 16. Dann wieder I, 17: „*Servus ministrat, minis terretur, angariis fatigatur, plagis affligitur, opibus spoliatur, quod si non habet, habere compellitur et si habet, cogitur non habere. Culpa domini, servi poena: culpa servi, domini praeda. O extrema conditio servitutis! u. s. f.*“ Und mit grossem Nachdruck spricht er allen diesen Missständen und Regelwidrigkeiten den obersten Satz des Socialismus, das politische Princip des Protestantismus aus: die Natur hat freie Menschen, der leidige Zufall Sklaven geschaffen. (I, 17). Es bricht ihm sein Herz, wenn er der Unglücklichen gedenkt, die der privilegierten oder nicht privilegierten Barbarei seiner Zeit oder dem Gebote einer harten, wenn gleich gerechten Nothwendigkeit zum Opfer fallen (I, 29). Und hier ist es feiner Zug liebevoller Herzen, der Mütter Unglücklicher zu gedenken. Heu, heu, *miseræ matres*, ruft er aus, *quos tam infelices genuistis filios!* Man hat seinen Namen mit solchen Blutschenen in Verbindung gebracht. Aber man muss die Zeit verstehen, wo die Christenheit ein politisches Gemeinwesen darstellt. Vermögen doch auch die Völkerhirten im 19. Jahrh. ohne Blutvergiessen ihrer Zeit nicht gerecht zu werden und sie freuen sich den Siegerkranz aus den Händen der Kirche hinzunehmen. Gewiss ist manch' schrecklicher Befehl dem

Papste abgerungen worden. Er hat dafür Unnennbares gelitten. Hinopfernd ist er selbst geopfert worden und J. war kein Heuchler. Darum konnte er das Mitgefühl mit des Nächsten Leiden als das Schmerzlichsie hienieden dem Elende der Welt zuzählen. „O quanto dolore turbamur, quanto tremore concutimur, cum amicorum damna sentimus et parentum pericula formidamus. Plus interdum sanus in formidine, quam infirmus aegritudine perturbatur. Cujus pectus tam ferreum, cujus cor tam lapideum, ut gemitus non exprimat, lacrymas non effundat, cum proximi vel amici morbum vel interitum intuetur, ut patienti non compatiatur, et dolenti non condoleat?“ (I, 26). Und erst die geistige Noth des Nächsten, wie regt die den Schmerz auf! „Die Sünden des Nächsten sind ein Zähneklappen für die Gerechten.“ (I, 19). Er kennt das Elend der Sünde aus eigener Erfahrung. Darum neigt er sich liebe-spendend herab zu den Verwundeten, halb todt am Wege Liegenden, er lehrt sie, voll lauterer evangelischen Sinnes des Pfarramts wartend, Busse thun und glauben — ein barmherziger Samariter, ein liebegewinnender, ein seliger und heiliger Vater.

Und denken wir uns: — J. gehörte von Geburt der Erdengrösse an. Im Palaste ist er, — der Sohn eines hochgebietenden Herrn, — geboren und gezogen. Alle Herrlichkeit und Pracht der Erde lacht dem aufblühenden Kinde entgegen. Eine Welt voll Sonnen und Sternen umgibt den heranreifenden Jüngling, der bald die wunder-barste Sonne selber sein soll! Die Kirche, die er zum höchsten Gipfel der Macht emporgeführt, dominirt schon jetzt im innern und äussern Leben der Welt. Es waren Formen geschaffen, welche die Himmel und Erde umfas-sende Majestät der Kirche dem Sinne der Gläubigen durch möglichste Pracht würdig darstellten. Gold und Silber und Edelsteine bildeten den geistlichen Gnadenschatz ohne Ende ab, der der Kirche zur Verfügung gestellt war. Aller

Reichthum war der Kirche dienst- und dem Clerus geniessbar. In dieser Herrlichkeit würde ein minder edles Gemüth die höchste Befriedigung gefunden, das goldene Zeitalter proclamirt und ausgerufen haben: „Hier ist gut sein hier lasst uns Hütten bauen!“ Und Innocenz? „Ach du erregst mein Staunen, sagt der Jüngling in der alten Tragödie, der als Flehender zum Tempel des Appollo kommt, dass bei dem Anblicke des keuschen Orakels deine Augen von Thränen überfliessen und so deine zarten Wangen befeuchtet werden, während alle Anderen, wenn sie den Tempel Gottes schauen, vor Freude erfüllt sind — und du musst weinen.“ Er weint, wie Sct. Bernhard, mit dem bedeutsam ihn die neuere kath. Geschichtschreibung verglichen, — er weint, wie der Engel der Offenbarung, dass Niemand würdig erfunden ward, das Buch aufzuschliessen. Ihm fällt das Wort aufs Herz: „Thue Busse; wo nicht, so will ich deinen Leuchter von seiner Stätte stossen, wo du nicht Busse thust.“ Mitten gerade in dieser Herrlichkeit hat er nur das Bewusstsein seiner Sünde; das Todesgrauen der Gott verhaftenden Schuld kommt über ihn! Er ist in die Tiefe hinabgeführt, die einem Luther das Wort entringt: „Meine Sünde, meine Sünde! Ich elender Mensch, wer will mich erlösen von dem Leibe dieses Todes!“ Die Verachtung der Welt ist, wie paradox das lauten mag, zur Verachtung des Kirchentums gesteigert. Der Glanz aller Erdenherrlichkeit und Tempelpracht bleibt zurück, aber der Feuerschein des gerechten Gerichtes leuchtet ihm in's Auge, darum erhebt er die Mark und Bein durchdringende Todtenklage! Sein Buch ist an sich schon der Erweis evangelischer Führung und Stimmung.

Da fehlt natürlich auch der Heilsgedanke nicht und die Hoffnung der Gnade. Aber freilich mehr nur wie blasser Mondenschein liegt er über den nächtlichen Abgründen, über den unbestimmten Gestalten, über dem ganzen unheimlichen Regen und Bewegten. Je lebendiger bei ihm selbst das

Gefühl der Sündhaftigkeit und Verdammlichkeit ist, desto lebendiger ist auch die Vorstellung von der unendlichen Seligkeit des gottbegnadigten Herzens und aus dem Elende zum Heil vorringend ruft er mit dem Psalmisten aus III, 16: „*beati, quorum remissae sunt iniquitates et quorum tecta sunt peccata*“ (Ps. 31, 1). Und ebenso ist es natürlich, dass der Sünder bei der Selbstanklage verharrt und nicht zur Vernichtungswuth, zum Unwillen und Muthwillen, zu jenen Welt- und Himmelsstürmern entartet, die selbst die leuchtenden Geister der Renaissance kennzeichnet. Ein Jüngling, ganz anderer Art als Innocenz, aber auch dem Lebensgeschicke noch völlig von diesem verschieden war Savonarola. Auch er schreibt über das Elend der Welt und in seinem Gedichte *de ruina mundi* bricht er in die bittersten Klagen aus, aber nicht in Klagen über sich, sondern über Andere. Die Ergüsse seines erzürnten Herzens, einer wildbrandenden See vergleichbar, gelten der Welt ausser ihm, nicht weil sie dem objectiven Guten, sondern weil sie dem Ideale seiner Brust nicht entspricht. Dieser unevangelische Zug tritt schon in seiner Ausdrucksweise, in der eigenen Uebertreibung hervor, wenn es z. B. heisst:

Vedendo sotto sopra tutto il mondo
Ed esser spenta al fondo;
Ogni virtude et ogni bel costume,
Non trovo un vivo lume
Ne pur chi de suoi vizi si vergogni.

Und dann wieder.

Quell' anima è gentile e peregrina,
Che per fraude e per forza fa più acquisto;
Chi sprezza il ciel non Christo,
E sempre pensa altrui cacciare al fondo.

(Savon. I, 11.)

In dieser Art liegt schon nach dem Apostel etwas Unedles, Sündhaftes, ja, wenn ich es stark ausdrücken soll eine unbarmherzige Selbstverurtheilung (Röm. 2, 1). Da-

her hat J. sein Buch gleich lieber mit der Selbstanklage begonnen: „Ich, ich bin der Elende! Heu me, mater mea, quid me genuisti filium amaritudinis et doloris!“ Ueberhaupt ist es seine Maxime, sein beichtväterlicher Rath an Alle, die eigene Sünde nicht andern aufzubürden. In der Auslegung zu den Busspsalmen heisst es z. B. sehr gut: „non alienas sed tuas debes injustitias confiteri.“ Sobald der Mensch von sich absieht, kommt er ehestens zur Gotteslästerung, und dann erfliesst das Aeusserste, was Arthur Schopenhauer, die Frevler aller Jahrhunderte überrtreffend, sagt: „Hat ein Gott die Welt geschaffen, so möchte ich dieser Gott nicht sein: ihr Jammer würde mir das Herz brechen.“ Der Arme z. B. gesteht sich in tausend Fällen nicht: „es ist deiner Bosheit Schuld, wenn du leidest!“ O nein! sondern „Deum causatur iniquum.“ (I, 16.) Und das ist nach der Darstellung des J. die Ewigkeit der Höllenstrafen, weil die Verdammten sich nicht demüthigen, sondern von Frevel zu Frevel fortschreiten. „Maledicunt altissimo et blasphemant excelsum, conquerentes, eum esse malignum qui creavit illos ad poenam et nunquam inclinatur ad veniam.“ (III, 10.) Auf allen Seiten begegnen wir bei J. dieser evangelischen Demuth und den beiden andern damit verbundenen Tugenden der Wahrheit und der Freimüthigkeit. In der katholischen Kirche tritt nur zu unverkennbar die Lehre von dem unbedingten Vorzug des jungfräulichen Lebens auf und das Streben jenes im Ganzen gefährliche Institut des Coelibats aufrecht zu erhalten. Das hatte von jeher schon sein Bedenkliches. Man musste gegen die Uebertreter der Keuschheit nachsichtig, gegen das Publicum vorsichtig und zurückhaltend und soweit umsichtig sein, um stets die vortheilhafteste Seite dem von Sophismen leicht einnehmbaren Sinn der Gläubigen hinzukehren. Man hatte die glänzenden Argumente zur Hand, wie sie der Engel der Schule einführt. (Hörtel, Thom. v. Aq. Augsb. 1846

S. 197 f.) Der Mensch, welcher seinen Begierden Maass und Ziel zu setzen weiss, hat nach Tomas von Aq. streng genommen, noch nichts gethan, gänzlich unterdrücken muss er sie. Es genügt nicht, dass sein Wandel ein keuscher sei, in jungfräulichem Zustand muss er leben und sterben. Weit entfernt, ein Fehler zu sein, ist die Jungfräulichkeit vielmehr ein Vorzug, da der Mensch durch sie von den Beunruhigungen des thätigen Lebens befreit und dem beschaulichen Leben, das Gott zum Zweck hat, näher gebracht wird. Mit der Ehe verglichen, deren einziger Zweck das Wohl und die Erhaltung des leiblichen Lebens ist, gebührt der Jungfräulichkeit, dem Quell, aus welchem die Seele ihr Wohl und ihre Vollkommenheit schöpft, die Palme des Sieges. Von zwei Vortheilen Einer Gattung, so schliesst diese Betrachtungsweise ab, sei der für das allgemeine Beste dem Vortheil des Einzelnen vorzuziehen, ist aber der letztere höherer Gattung, so müsse der allgemeine Vortheil dem des Einzelnen nachstehen, mithin der Stand der Ehe dem Stande der Jungfräulichkeit. Auf diese Darlegung basirend hat man denn auch im Tridentinum den Canon X (Sess. XXIV. b. Smets S. 140) eingestellt, dahin lautend: „Si quis dixerit, statum conjugalem anteposendum esse statui virginitatis vel coelibatus et non esse melius ac beatius manere in virginitate aut coelibatu, quam jungi matrimonio, anathema sit.“ Gegen dieses Ketzertum in der katholischen Kirche vertritt J. die evangelische Wahrheit und Freimüthigkeit. Er konnte nicht so denken. Er, vom biblischen Geiste durchdrungen, wenigstens mehr als berührt, der Schwärmerei von Haus aus fremd, und in den urgesunden Bahnen des protestantischen Realismus wandelnd, musste auf ganz andere Ergebnisse kommen. In seinen B. hat er allerdings alle Nachteile des ehelichen Lebens mit einer auch die kleinsten Umstände beziehenden Vollständigkeit gegeben; „es habe sein Leidiges, ehelich zu werden.“ Die Schilderung des bösen Weibes ist

schon berührt. Aber es zieht daraus keine unmoralischen und unchristlichen Folgen, weder zu Gunsten der Romantik noch zu Gunsten der Renaissance, die in ihrem Vertreter Petrarca (*de remediis utriusque fort.*) mit ihren Neckereien immer nur das eine Lied illustriert: „*Libertas socia magna carere thori.*“ Nein! Sondern im unmittelbaren Zusammenhang hat er auch die Leiden des Unverehelichten fast möcht' ich sagen mit einer an Verwegenheit grenzenden Offenheit und so dargestellt, dass die gegnerischen Vortheile fast verschwinden. Es ist ein furchtbares Bild, wie Satan gegen den Enthaltamen wüthet. „*Pugnat contra continentem angelus Satanae, qui carnaliter stimulat et graviter colaphizat, ignem naturae flatu suggestionis succendit, materiam apponit, facultatem tribuit et opportunitatem ministrat.*“ (I, 18.) Er nimmt die Welt, das Fleisch als wesentliche Faktoren der Leidensgeschichte auf und spricht die der Romantik wenig dienende allgemeine Behauptung aus: „*Si potest ignis non urere, potest caro non concupiscere, quia quantumcunque punietur, nunquam tamen Iesus ille potest expelli. Naturam expellas furca etc.*“ (ib.) Dann kommen die verführerischen Gestalten. Das Resultat ist der unkanonische, aber evangelische und biblische Satz: „*Melius est nubere quam uri.*“ Dieser Satz findet seine Begründung in einem eigenen Cap. (II, 22) *de generalitate luxuriae.* Hier wird J. zum Ankläger der Priester. Das Schändliche — er kann es nicht in sein Herz verschliessen — es muss gesagt sein: „Des Nachts opfern sie dem Sohne der Venus im Bette, des Morgens bringen sie den Sohn der Jungfrau am Altare dar.“ Seine schweren, wahrhaftigen Straf Worte gelten wie den Unkeuschen, so auch den Schlemmern unter den Priestern. Was schon Sct. Bernhard rügt, es gebe nach den vielfältigen Trinkgelagen keinen Gesang mehr, sondern eine Lamentation (*non cantum, sed planetum*), das muss auch der strenge Sittenrichter J. rücksichtslos züchtigen. Er hat

traurige Erfahrungen gemacht, die er II, 20 wiedergibt. „Cum ad annunciandum evangelicam lectionem a quodam presbytero peteretur, hesternam crapulam et nocturnam ebrietatem eructans fertur alta voce dixisse: Potum serorum benedicat rex angelorum.“ Die Anklage ist um so schmerzlicher, als an den Priester die Forderung höchster sittlicher Reinheit in der Nachfolge Jesu Christi gestellt wird. Christus Alles in Allem!

Das führt uns auf einen ächt evangelischen, ja wohl gar lutherischen Zug. In der Wahrheit gegründet, fasst J. energisch den christologischen Gedanken auf, der schon bei Dante gänzlich in den Hintergrund tritt. Es ist nicht wohlgethan, die durch letzteren in ihren Anfängen schon vertretene Humanistenzeit mit der Reformation zu verknüpfen, einen innerlichen Zusammenhang beider zu statuiren. Die Reformation Luthers ruht ganz und gar auf dem christologischen Gedanken. Die Sympathien und Interessen des Lutherthums sind weniger in der Renaissance als vielmehr im Mittelalter zu suchen, wie es von Bonaventura, von Bernhard, zuletzt von Innocenz vertreten ist. Keiner hat die freie Gnade Gottes in Christo so beredt gepriesen, als Bernhard. Und Bonaventura stimmt in diesen Ton ein, wenn er solil. VI p. 95 das Elend der Seele, ihren Fall, ihre Todesschuld und ihr Unvermögen beklagt, anderseits in seinem amatorium alle Stimmen des Mittelalters, welche die erbarmende Liebe Gottes in Christo preisen, zusammenfasst. Es ist der Ausdruck dieses Glaubens; wenn er sagt: „*beatus homo, qui scit Jesum Christum, etiamsi alia nescit; infelix qui scit omnia alia, illum autem nescit. Si Christum bene scis, satis est, si cetera nescis.*“ (de cont. sacc. VI, 95. Thomasius, Dogm. III, 2 S. 249. Nur der Wiederhall dieser Redeweise, das Spiegelbild desselben Glaubens ist bei J. in der 4. Weiberede der merkwürdige Satz: „*Non bene sapit ulla doctrina, quae Christum non resonat, qui est animae sapor et suavitas et dulcedo.*“ (Hurter III, 16 u. 39.) Der damals schon, wenn

auch schwach aufglühende Gedanke, dass Christus des Menschen Priester sei, unmittelbar mit ihm verhandelnd, tritt auch bei J. in Verbindung mit den letzten Dingen II, 43 hervor. Der berühmte Jacoponus tröstete bei der vorläufigen Unmöglichkeit, die Sacramente zu empfangen, auf dem Krankenlager sich und seine Brüder mit dem Glaubensworte: „anima benedetta dal alto creatore risguarda il tuo signore, che in croce ti aspetta.“ (Kobler, Studien über die Klöster des MA. Regensb. 1867, S. 384.) So nimmt auch J. an, dass Christus am Kreuz jeder Seele auf dem Todsbette erscheine. II, 43 heisst es nämlich mit Berufung auf 1 Joh. 19, 37. Apoc. 1, 7. — 1 Tim. 6, 14. Joh. 21, 22—23. Apoc. 22, 20: „videt tam bonus quam malus antequam egrediatur anima de corpore, Christum in cruce positum. Malus videt sibi ad confusionem, ut erubescat se non esse redemptum sanguine Christi sua culpa exigente... Bonus vero videt ex exultationem.“ Auf diesen Prämissen beruht die im Volke verbreitete, allerdings höchst abenteuerliche Annahme, dass der Sterbende durch den Priester so auf Christum verwiesen würde, wie wenn seine Zugehörigkeit zur Kirche bisher nutzlos und gleichsam eine Täuschung gewesen.

Nach dem Dargelegten kann es nicht befremden, wenn wir auch in einzelnen positiven Punkten von dem scholastischen System abweichende Ansichten nachweisen. Innocenz ist mit den Doktoren seiner Zeit darin einig, dass man die Erbsünde nicht auf die bloße Imputation der Sünde Adams einschränken dürfe, aber darin weicht er von der allgemeinen Anschauung seiner Zeit ab, dass er in der Nichtimputation der Sünde neben der Zuteilung der göttlichen Gnade als der positiven Seite, die Frucht der Taufe aufgehen, die Sünde selbst als habituellen Zustand und als ethische Bestimmtheit übrig und fortbestehen lässt. Insofern befindet er sich im scharfen Gegensatz zum Tridentinum und auf den Boden

des Lutherthums. Im Decret. de pecc. orig. des Trid. nr. 5 heisst es ausdrücklich: „si quis per Jesu Christi domini nostri gratiam, quae in baptisate confertur reatum originalis peccati remitti negat, aut etiam asserit, non tolli totum id, quod veram et propriam peccati rationem habet, sed illud dici tantum radi aut non imputari („nur nicht zugerechnet“), anathema sit.“ Im römischen System bleibt die concupiscentia nach der Taufe allerdings zurück, aber ohne Sünde zu sein, sondern da gilt: „hanc concupiscentiam, quam aliquando apostolus peccatum appellat, s. syn. declarat, eccl. cath. nunquam intellexisse peccatum appellari, quod vere et proprie in renatis peccatum sit sed quia ex peccato est et in peccatum inclinat. Si quis autem contrarium senserit, anathema sit.“ Nun vergleiche man die Stelle bei J. I, 4. Von der concupiscentia heisst es da: „hic est tyrannus carnis, lex membrorum, fomes peccati, languor naturae, pabulum mortis, sine quae nemo nascitur, sine quo nullus moritur. Si enim dixerimus, quia peccatum non habemus, nos ipsos seducimus et veritas in nobis non est. O gravis necessitas et infelix conditio! Antequam peccemus, peccato constringimur et antequam delinquamus, delicto tenemur.“ Hier tritt die Identität der concupiscentia und des peccatum in jeder Hinsicht zu Tage. Denn einmal erscheint der reatus im graden Verhältniss zur concupiscentia als Correlat. Diese ist dann nicht als bloße Disposition, sondern im Gegensatze hiezu als inner der Lebensgrenzen wirksames Princip charakterisirt und trägt als solches endlich geradezu die Bezeichnung als peccatum. Ziehen wir das Resultat aus dem Gesagten und fragen: „Ist in den Getauften noch Sünde da oder nicht, so ist die Antwort: sie ist da und nicht da: manet actu, praeterit reatu. (I, 4.) Das ist wortwörtlich die Aussage des prot. Bekenntnisses. Cfr. Thomasius III, 2. S. 5. J. hält es also gegen den Papst mit Luther, denn des Letztern Meinung ist dieselbe: „In puero post

baptismum negare remanens peccatum, est Paulum et Christum simul conculcare. Ja er geht noch weiter mit Luther. Denn wenn er behauptet, es sei keine Erlösung aus der Hölle; der Wille bleibe, wenn auch die Möglichkeit zu sündigen fehle („licet peccandi facultas damnatum dimittat, ipse tamen non dimittit voluntatem peccati“ III, 10.) so ist das im Wesentlichen Luthers Wort: „Fomes peccati etiamsi nullum adsit actuale peccatum, moratur exeuntem a corpore animam ab ingressu coeli.“ Diese beiden ponero-logischen Sätze Luthers sind aber von Leo X. in der Bulle exsurge Domine verdammt. (cf. H. Lämmer, vortrid. C. Theol. Berl. 1858 S. 117.) Und so sehen wir den grössten aller Päpste dem Gerichte seiner Kirche anheimfallen. Fragen wir nach dem Zusammenhang dieser Erscheinung, so ist zu constatiren, einmal, dass J. überhaupt im Dogmatischen der möglichst ernsten, strengsten um nicht zu sagen drastischen Ansicht zuneigt. Als Sünde wider den hl. Geist z. B. erklärt er, wie Bd. III, S. 19 Hurter aus ep. XV, 195 nachweist, jede Uebertretung, welche nicht aus Unwissenheit oder Unmöglichkeit zur Erfüllung des Gebotes, sondern aus überlegter Lust zur Sünde hervorgehe. Sodann muss das ungeheure Elend ein entsprechendes Maass der Schuld zur Voraussetzung und zur Basis haben. Und endlich ist durch die Grösse der menschlichen Sünde die Grösse der göttlichen Gnade nur um so heller ins Licht gesetzt. Gehen wir zur Lehre von den letzten Dingen. Wir finden die Auffassung des J. in diesem Stücke höchst principiell. Der Sünder steht seinem Richter gegenüber, damit er nicht nach einzelnen Werken, sondern nach seiner innern Geistesrichtung das Urtheil empfahe. Diese durch die göttliche Gnade ungebrochene Richtung ist der Potenz nach eine Unendlichkeit von Schuld und Strafe. Voluissent sine fine vivere, ut potuissent sine fine peccare.“ (III, 10.) Diese Richtung, sie muss aber da der Tod kein Aufheben des Personlebens ist, auch wirklich ausreifen und

so in Ewigkeit fort Schuld und Strafe erzeugen. „*Voluntas damnati, licet amiserit potestatis effectum, semper tamen habebit malignitatis affectum.*“ Es handelt sich also ganz wie im evangelischen System nicht um ewige Strafen für zeitliche und als solche vergangene Sünden, sondern um einen Zustand, der durch die Schuld des Menschen zu einem unhaltbaren geworden ist; nicht sowohl weil er gesündigt hat, trifft den Gottlosen die ewige Strafe, sondern weil er sich fortwährend im innern Widerspruch gegen Gottes Willen befindet. *Non cessante peccato nequit cessare poena.* (Thomasius III, 2. S. 500.) Oder wie der Gedanke bei J. ausgedrückt ist: III, 10 „*impius semper habebit in reatum ex culpa, semper sentiet contra se esse cruciatum ex poena, quia quod ipse per poenitentiam non delevit, deus per indulgentiam non remittet.*“ Bei der Fassung der Pönitenz als Wandlung der Geistesrichtung und als innere Zuständlichkeit hat die Lehre vom Fegfeuer hier kaum eine Bedeutung. Und doch ist in der Erwähnung des *meritum poenae* I, 10, welches freilich den Verdammten versagt ist, ein Anklang vorhanden, was indessen keine Schwierigkeit hat, indem hier blos eine Vergleichung, keinesfalls aber ein Anhaltspunkt gegeben ist, um seine Meinung in dieser Materie mit Sicherheit festzustellen. Auch der Werke wird gedacht. Es ist auf den Reichen in der Hölle hingewiesen und wie er rufte: „*Vater Abraham u. s. w. sende Lazarum; ut intingat extremum digiti in aquam et refrigeret linguam meam, quia crucior in h. flamma.*“ Und dann heisst es: „*Per digitos intelligitur operatio. Dignitas enim operamur. Quasi dicat: si minimum operum Lazari haberem, minorem poenam sentirem.*“ (III, 7.) Allein hier ist vielleicht eine Redefigur zu constatiren, ein *pars pro toto* anzunehmen, wie es bei der lebensvollen, concreten Darstellungsweise nahe liegt. Die Busse muss sich irgendwie durch ein Werk bekunden, die Pflanze eine Blüthe

treiben und so ist die Meinung die: „Hätte ich doch nur einen Anfang der Busse gemacht!“ Es stimmt zu seiner Grundanschauung, wenn eine solche anzunehmen ist, dass er die Casteiung (*macerari* II, 20) z. B. mehr nach ihrer psychisch-medicinischen, denn vindicativen Seite ansieht und behandelt.

Immerhin hat J. Lehren bestätigt, die der Religion des Geistes und der Wahrheit zuwiderlaufen. Sein Verhalten in dieser Hinsicht fällt durchaus in das Gebiet der Frage, was der Einzelne, der das Christenthum unter dem Gesichtspunkte der Demüthigung ansieht, dem Allgemeinen schuldig ist und findet in den oben constatirten Verhältnissen wenigstens eine theilweise Erklärung. Jene Zeit hatte andere Aufgaben als die Reformation. Die mittelalterliche Kirche ist eine Missions- und Kinderkirche, die Schranken sind noch weit gezogen, um viel allgemein und vorchristlich Religiöses, auf späteren Entwicklungsstufen Ausgeschlossenes für jetzt noch aufzunehmen und einzuschliessen. Aber J. hat doch so manche Härte der gesetzlichen Religion gefühlt und dem Elende der Welt zuzählen nicht unterlassen. Von der Art ist, was er über die Unlösbarkeit des Ehebandes auch im Fall der schwersten Verfehlung gesagt. „*Grave nimis est pondus conjugii. Nam (ut inquit Salomon) stultus et impius est qui tenet adulteram et patronus est turpitudinis, qui celat crimen uxoris. Si vero demittit adulteram absque sui culpa punitur, quoniam illa vivente cogitur continere, propter quod et discipuli Christi dixerunt: Si ita est causa hominis cum uxore, non expedit nubere.*“ Und übrigens darf hier nur auf den grössten Theologen und Philosophen des Mittelalters verwiesen werden. Es ist neuerdings (in der Zeitschrift f. hist. Theol. v. Niedner 1870 Heft I, S. 88) mit Recht als eine Merkwürdigkeit hervorgehoben, dass ein so feiner Kopf, wie Abälard, zu jenen krassmaterialistischen Krämerbegriffen in der Satisfactionstheorie und im Beicht-

institut hat kommen können, wie sie mit beissender Satyre der Volkswitz längst gegeißelt hat. Es sei an jene, ich weiss nicht, ob bekannte oder unbekante Anecdote erinnert. Ein junger Mensch beichtete einem Geistlichen, wie er seit seiner letzten Beichte sich sechsmal veründigt habe. Der Pater vergab ihm diese Sünden unter der Bedingung, dass er desshalb noch den Rosenkranz ganz abbeten sollte. Kurze Zeit darauf kam ein anderer in den Beichtstuhl und bekannte, sich neunmal vergangen zu haben. „Bete den Rosenkranz anderthalbmal mein Sohn“ sagte der Pater „und deine Sünden sollen dir vergeben sein.“ Ein Dritter kam unmittelbar hinterher und gestand, dass er eilfmal gestündigt habe. „Eilfmal?“ fragte der Geistliche, das ist eine wunderbare Zahl!“ — Nach einigem Besinnen fügte er hinzu: „Geh hin, mein Sohn, und sündige noch einmal, dann musst du den Rosenkranz zweimal abbeten, so ist die Sache abgethan.“ Abälard hat frei, ideal von der Sünde und ihrem Wesen gedacht, aber er war ein Kind seiner Zeit und so wollte er sich und so musste er sich mit Dingen abquälen, die seiner Persönlichkeit wenig zusagten. Man fragt vergebens nach der Consequenz seines Principis, wenn er versichert, dass das Verschweigen der Sünde Teufelswerk, dass jede im Verhältniss zur Sünde nicht stricte berechnete Busse im ignis purgatorius im höhern Grade nachzuholen sein und kann sich nur damit trösten, dass auch der grosse Homer seine Schlafstunden gehabt.

J. hat sich wenigstens in s. B. de cont. m. auf evangelischen Bahnen gehalten. Da ist nichts von Jesuitismus aber auch nichts von modernen Liberalismus zu hören. Im Gegensatz zum spezifischen Katholicismus ist die Gründlichkeit des menschlichen Verderbens und die Ausschliesslichkeit der göttlichen Gnade, im Gegensatze zur Cultur der Renaissance die Geschichtlichkeit der Religion, einfacher gesagt, die biblische Geschichte geltend gemacht.

In der Bibel war er heimisch wie kein Anderer. Kein Gottesgelehrter, kein Prediger — ausser Luther — kommt ihm gleich. Keine Wahrheit, keine Deutung stellt er auf, ohne diese alle durch Stellen der hl. Schrift zu unterstützen und sollten sie oft nur als Belege zu den Worten gelten. Er war wie Luther von der unendlichen Ausgiebigkeit und Verwendbarkeit der Schrift überzeugt und seine Maxime ist zu pressen, mel de petra, oleum de saxo durissimo elidere. Aehnlich hat Luther behauptet, die Schrift sei wie ein grosser weiter Wald, darin viel und allerlei Bäume ständen, davon man könnte mancherlei Obst und Früchte abbrechen. Denn man hätte in der Biblia reichen Trost, Lehre, Unterricht, Vermahnung, Warnung, Verheissung und Drängung. Aber es sei kein Baum in diesem Walde, daran er nicht geklopft und ein paar Aepfel und Birnen davon gebrochen und abgeschüttelt hätte (Luther's W. in Auswahl. Hamburg 1827. B. III S. 5 in 2. Aufl.). Wenn auch des J. Anwendungen und Auslegungen zuweilen abenteuerlich sind, sie sind doch schmackhafter und geniessbarer, als die des ausgentücherten Rationalismus. Dieser hat nur den Ruhm, die Schrift misshandelt, J., sie verstanden zu haben. Es ist ein Zeichen seines tiefen Verständnisses, wenn er erklärt, öffentlich erklärt, dass die Kirche zuweilen in Bezug auf Personen irre, dass einer in der Kirche frei vor Gott und gebunden vor der Kirche und umgekehrt sein könne. Ja, noch mehr, damit dem Ganzen die Krone aufgesetzt werde. Er hat in s. Buche d. c. m. der Sache nach, in seiner Auslegung der Busspsalmen wortwörtlich das Materialprincip des Protestantismus schon im 12. Jahrh., ein gotterfüllter Prophet, verkündigt: „Keiner erlangt Gerechtigkeit vor Gott aus Verdienst seiner Werke; denn vor der Reinheit des Schöpfers ist alle Reinheit der Geschöpfe unrein, wie vor dem Lichte der Sonne der Sternenglanz verschwindet.“ (Hurter III, 46 n. p. 216.)

J. ist von der eigentlich katholischen Geschichtsschreibung sehr kühl und fast wie ein Protestant behandelt. Der grösste aller Päpste ward nie heilig gesprochen. Vielmehr ging die Rede, der Teufel habe die Seele geholt. Vielleicht weil kleine Fehler schwerer, als grosse verziehen werden. Vielleicht aus dem näher liegenden Grunde, weil er heiliger als die Heiligen, freier als die Theologen, vernünftiger als beide war.

Wir sind zu Ende. Der pol. Standpunkt J. gehört nicht zu unserer Aufgabe. Allgemein von der freisinnigen Geschichtsschreibung wird gerühmt, dass er so streng gegen sich selbst, als gegen Andere gewesen, viel Antikes in seinem Wesen gezeigt habe. Die Gleichheit aller Menschen war sein ausgesprochener, sein leitender Grundsatz und die Alleinberechtigung des Geistes. Vornehmheit der Geburt und Reichthum, diese Gaben des Zufalls, verleihen nach ihm keinen Werth, sie sind nicht der Maassstab des Verdienstes. „Pro dolor, ruft er aus, schmerzlich berührt und innerlich verletzt, secundum fortunam existimatur persona, quum potius secundum personam aestimanda sit fortuna.“ (I, 16). Aus der auffallend freisinnigen Erziehung des jungen Hohenstaufen kann man berechnete Schlüsse ziehen auf Gedanken dieses Mannes für Entwicklung des christlichen Lebens und christliche Bildung, welche weit hinaus lagen über den bisherigen Grundsätzen des Papstthums und dem Glauben seiner Zeit. Seine Politik war jedenfalls eine grossartige. „Er wollte, sagt Zimmermann in d. Lebensgesch. der Kirche Jesu Christi, er wollte eine Monarchie des Geistes. Man verkenne ja nicht das ganz Demokratische und völlig Urchristliche in dem Ideal des J. In wem sich der Geist kundgebe, der solle Theil nehmen an der Regierung der Welt. Der Höchstleitende sei das Talent. Ohne Unterschied der Geburt sei das Talent allein berechtigt. Er hat geirrt und schrecklich fehlgegriffen, aber die unparteiische Betrachtung muss ihm lassen, dass

ihn höhere Triebfedern dazuführten.“ S. 289. Mag sein, dass die spätere gegen die frühere Zeit seiner Regierung nicht zu seinem Vortheil absticht. „Dreierlei bekam immer mehr Macht über ihn. Der Drang der Verhältnisse, die er durch Maassregeln zu bemeistern unternahm, welche zum Theil seinem innersten Wesen fremd waren, seine von ihm selbst herangezogenen Räthe und die zunehmenden Jahre.“ (a. a. O. S. 288.)

Es wird nicht geläugnet werden können, dass er nach dem Maasse der gegebenen Mittel viel und Grosses schuf.

Die Zeiten haben sich geändert. Nie mehr ist so viel Macht in eines Menschen Hand vereinigt, im ganzen spätern Verlauf der Welt- und Kirchengeschichte ein solches Zusammentreffen der günstigsten Verhältnisse nie mehr zu finden gewesen. Das ist ohne Zweifel von Oben so gefügt, denn der Herr der Zeiten ist Gott.

Wer wollte heutzutage nicht der eminentesten Freiheit das Wort reden, wer nicht wünschen, dass der Weltstaat, zu einem der göttlichen Idee entsprechenden Gemeinwesen verklärt, dass jede einzelne Seele, zur Gottesebenbildlichkeit erhoben, der geistlichen Wacht entrathen könne. Dann schliesst neidlos der Priester am Altare das Buch und ruft der idealen Gemeinde sein letztes Amen zu.

Indessen sei die Kirche Allen werth. Edle Seelen dürfen nicht vergessen, was sie zuweilen edlen Seelen gewesen. Eines Tages kam ein Pilger zur Abtei von Corno und stand schweigend vor den Mönchen da. Nach einiger Zeit fragte ihn einer derselben, was er wünsche und was er hier suche. Der Fremde aber, ohne zu antworten, betrachtete die Arkaden und Säulen des Klostergangs. Der Mönch fragte ihn wieder, was er wünsche und was er suche. Da wendete der Pilger langsam das Haupt, sah den Mönch und seine Brüder an und sagte: Frieden! Ueberrascht von dem Ton und dem Benehmen des Fremdlings nahm ihn der Mönch zur Seite und hörte nach weni-

gen Worten, dass es Dante war, der vor ihm stund. Ja wohl — im Hause, wo der Herr wohnt, findet die Seele den Frieden. „Meinen Frieden geb ich euch und meinen Frieden lass ich euch!“ Darum bleibet die Kirche das sehnlich begehrte und gesuchte Asyl grosser und edler Menschen, das stille Daheim, der Port der Ruhe, so lange es friedebedürftige Seelen auf dieser wandelbaren Erde gibt.

Und lasst uns nur liebend auch derer gedenken, die je und je zur Leitung der Kirche von der Vorsehung berufen gewesen. Wir wollen nicht tadeln, was an ihrem Wirken nach unsern Begriffen etwa unvollkommen, ja geradezu verwerflich ist.

Möge es unsere Zeit in allen Stücken besser machen.

Uns Protestanten sei es eine Ehre, den Grössen der Weltgeschichte zu verzeihen.

Auch J. sei mit versöhnendem Blicke angeschaut. Der Vielgemarterte werde vom Marterholze herabgenommen. Die Lichtseiten sind doch grösser als die Schattenseiten.

Und so sage ich nicht blos: Lasst uns Verzeihung, — ich sage mehr — lasst uns Gerechtigkeit einem Manne widerfahren, der für den Namen des Grossen noch zu gross ist.



Ja
le
en
as
er
e
t
e

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

~~DUE MAR 11 1927~~

~~DUE SEP 11 '32~~

~~NOV - 2 1964 ILL~~

~~301810~~

50 67664

DEC 18 1975 H

CANCELLED

DEC 18 1975 H

